INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR
ÄRZTLICHE PSYCHOANALYSE

OFFIZIELLES ORGAN
DER
INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

DR. S. FERENCZI
BUDAPEST

DR. OTTO RANK
WIEN

PROF. DR. ERNEST JONES
LONDON

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG VON:

DR. KARL ABRAHAM, BERLIN. — DR. LUDWIG BINSWANGER, KREUZLINGEN. — DR. POUL BJERRE, STOCKHOLM. — DR. A. A. BRILL, NEW YORK. — DR. TRIGANT BURROW, BALTIMORE. — DR. M. D. EDER, LONDON. — DR. J. VAN EMDEN, HAAG. — DR. M. EITINGON, BERLIN. — DR. PAUL FEDERN, WIEN. — DR. EDUARD HITSCHMANN, WIEN. — DR. H. v. HUG-HELLMUTH, WIEN. — DR. L. JEKELS, WIEN. — DR. FRIEDR. S. KRAUSS, WIEN. — DR. J. T. MAC CURDY, NEW YORK. — DR. J. MARCINOWSKI, SIELBECK. — PROF. MORICHAU-BEAUCHANT, POITIERS. — DR. C. R. PAYNE, WADHAMS, N. Y. — DR. OSKAR PFISTER, ZÜRICH. — PROF. JAMES J. PUTNAM, BOSTON. — DR. THEODOR REIK, BERLIN. — DR. R. REITLER, WIEN. — DR. HANNS SACHS, WIEN. — DR. J. SADGER, WIEN. — DR. A. STÄRCKE, DEN DOLDER. — DR. M. STEGMANN, DRESDEN. — DR. VICTOR TAUSK, WIEN. — DR. M. WULFF, ODESSA.

II. JAHRGANG, 1914
HEFT 5. SEPTEMBER

1914
HUGO HELLER & CIE.
LEIPZIG UND WIEN, I. BAUERNMARKT 3

JÄHRLICH 6 HEFTE BEI 40 BOGEN STARK M 18.— = K 21.60

ALLE UNREGELMÄSSIGKEITEN IM ERSCHEINEN UND IM UMFANGE DIESER ZEITSCHRIFT, WELCHE DURCH DIE KRIEGSLAGE AUFERLEGT SIND, WOLLEN DIE P. T. ABONNENTEN FREUNDLICHST ENTSCHULDIGEN. DAS VERSÄUMTE WIRD NACH WIEDERKEHR NORMALER ZUSTÄNDE NACHGEHOLT WERDEN.

BEIHEFTE

zur Internationalen Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse

herausgegeben von Prof. Dr. Sigm. Freud.

Die Beihefte sollen einerseits Themata von allgemeiner Bedeutung bringen, die auf einen weiteren Leserkreis rechnen können, anderseits größere Abhandlungen selbständigen Charakters, die durch Inhalt, Darstellung oder Umfang den engeren Rahmen der „Zeitschrift" überschreiten, sich aber durch Beziehung zur ärztlichen oder theoretischen Psychoanalyse doch innig genug daran schließen.

Die in zwangloser Folge erscheinenden Beihefte, von denen jedes für sich abgeschlossen ist und selbständigen Wert hat, werden in ihrer Kontinuität, insbesondere durch die Mitwirkung hervorragender ausländischer Fachgelehrter, ein Stück Geschichte der psychoanalytischen Bewegung repräsentieren.

Als erstes Heft wurde soeben ausgegeben:

UNBEWUSSTES GEISTESLEBEN

Vortrag, gehalten zum 339. Jahrestage der Leidener Universität am 9. Februar 1914

vom

Rector Magnificus

G. Jelgersma,

Professor der Psychiatrie an der Universität Leiden.

Preis M. 1.50. — **Für Abonnenten der Zeitschrift M. 1.—.**

Als zweites Heft erscheint demnächst:

ALLGEMEINE GESICHTSPUNKTE ZUR PSYCHOANALYTISCHEN BEWEGUNG.

Von

James J. Putnam,

Prof. emerit. an der Harvard Medical School, Boston.

All American and English communications and contributions should be sent (typewritten) to Dr. Ernest Jones, 69 Portland Court, London W.

Alle Manuskripte sind vollkommen druckfertig einzusenden.

Sämtliche Beiträge werden mit dem einheitlichen Satz von K 50.— pro Druckbogen honoriert.

Von den „Originalarbeiten" und „Mitteilungen" erhalten die Mitarbeiter je 50 Separatabzüge gratis geliefert.

Copyright 1914. Hugo Heller & Cie., Wien, I. Bauernm. 3.

Originalarbeiten.

I.

Über die Umwandlungen des Affektlebens.[1])

Von Dr. M. Weissfeld.

I. Begriff der Affektivität. — II. Die Tatsache der Umwandlungen des Affektlebens. — III. Über die Möglichkeit der Affektsumwandlungen. — IV. Mein Versuch.

I.

Es ist lehrreich, das Problem der Umwandlungen, denen das Affektleben unterworfen ist, an der Hand einer kritisch-vergleichenden Gegenüberstellung der betreffenden Ansichten Freuds und Jungs[2]) zu behandeln. Bevor ich aber an die Erörterung der in Betracht kommenden Fragen gehe, möchte ich eine terminologische Frage behandeln. Sehen wir von den Lustgefühlen ab, so bleibt ein großes Gebiet von emotionellen Erlebnissen übrig, dessen einzelne Teile durch verschiedene Ausdrücke, wie z. B. Affekte, Wille, Unlusterlebnisse, Triebe usw. bezeichnet werden. Die Psychologie besitzt kein Wort, das dieses große Gebiet umfassen könnte, und man ist daher gezwungen, Ausdrücke, die einzelne Teile jenes großen Gebietes bezeichnen, in erweiternder Weise auf das ganze Gebiet anzuwenden. Es können daher alle inneren Erlebnisse, sofern sie nicht mit den Lusterlebnissen zusammenfallen, als Wille, oder Affektivität, oder Triebleben usw. bezeichnet werden. Wenn ich daher von Umwandlungen des Willens oder der Affektivität spreche, so meine ich eben jenen weiten Sinn dieser Ausdrücke.

Man muß den Begriff der Affektivität von den Begriffen anderer Erscheinungen, die mit ihm verwechselt werden könnten und tatsächlich verwechselt werden, streng unterscheiden. Oben habe ich die Lustgefühle den affektiven Erlebnissen gegenübergestellt, indem ich von der Voraussetzung ausging, daß die Strebungen, die Leidenschaften, die Affekte, die Gefühle der Unlust usw. eine Kategorie von Erscheinungen bilden, die von den Gefühlen der Lust verschieden sind. Was mich bewegt,

[1]) Vortrag, gehalten in der Sitzung der Berliner Ortsgruppe der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung am 17. Jänner 1914.

[2]) Jung, Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie, „Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen", Bd. V, 1. Hälfte.

diese beiden Kategorien von emotionellen Erscheinungen von einander zu unterscheiden, ist eben der Umstand, daß den Unlusterlebnissen, den Trieben, Strebungen usw. der Charakter des Tendierens nach etwas, des Sich-Hinneigens, des Drängens zu etwas eigen ist, während jede Lust in sich geschlossen ist und sich selber genügt.

Die Affektivität (oder der Wille) ist aber nicht nur von den Lustgefühlen, sondern auch von den vegetativen Phänomenen, die sich im tierischen oder pflanzlichen Körper abspielen, zu unterscheiden. Gerade in diesem Punkte begeht Jung einen großen psychologischen Fehler, indem er psychische und vegetative Phänomene mit einander vermengt. Wenn Freud von hysterischen Phänomenen, Sexualität, Träumen u. dergl. spricht, so meint er diejenigen Phänomene, die mit dem Ausdruck „psychische Erscheinungen" bezeichnet zu werden pflegen. Und zwar sind affektive psychische Erscheinungen dasjenige Gebiet, welchem sein Interesse gilt. Anders verfährt Jung. Wenn er von den Wandlungen der „Libido" (oder des Willens) spricht, so meint er zwar auch die Wandlungen der seelischen Erscheinungen, allein er begreift darunter auch die vegetativen Prozesse. So z. B. spricht er, indem er sich auf den phylogenetischen Standpunkt stellt, davon, daß der Wille (oder die Libido) Millionen Eier und Samen aus einem kleinen Geschöpfe heraus erzeugte.[1]) Nun aber ist die Erzeugung von Eiern und Samen etwas anderes als das Leid, die Triebe, die Affekte usw. Wollen wir uns überzeugen, daß die vegetative „Kraft" wirklich etwas ist, was nicht mit den Trieben und Affekten zu identifizieren ist, so muß man in Betracht ziehen, welch großer Unterschied zwischen dem sexuellen Trieb, als einer von uns erlebten Erscheinung, und denjenigen physiologischen Erscheinungen, durch welche die Erzeugung von Samenzellen bedingt ist, besteht. Die vegetativen Phänomene der Ernährung, des Wachstums und der Erzeugung bilden ein dem psychischen Leben koordiniertes Erscheinungsgebiet. Diese zwei Gebiete sind streng von einander zu unterscheiden, und die Psychologie hat daher schon längst den Standpunkt der Vermengung dieser beiden Gebiete überwunden und verlassen.

Daß aber Jung diese Vermengung begeht, ist für jeden Leser seiner letzten Arbeiten klar. So z. B. sagt er: „Wenn wir schon einmal zu der kühnen Annahme gekommen sind, daß Libido (Wille), die ursprünglich der Ei- und Samenproduktion diente, nunmehr auch in der Funktion des Nestbaues fest organisiert und keiner anderen Verwendung mehr fähig auftritt, dann sind wir auch genötigt, jedes Wollen überhaupt, also auch den Hunger, in diesen Begriff einzubeziehen. Denn wir haben dann keinerlei Berechtigung mehr, das Wollen des Nestbauinstinkts von dem Essenwollen prinzipiell zu unterscheiden." Wohl haben wir keinen

[1]) Jahrbuch IV, 1, S. 180.

Grund, das Wollen des Nestbauinstinktes vom Wollen zum Essen zu unterscheiden, aber wir müssen jedes Wollen von der Ei- und Samenproduktion und ähnlichen Vorgängen unterscheiden. Sonderbar ist es aber, daß Jung gar keine Gründe angibt, die den Psychologen veranlassen könnten, diese zwei verschiedenartigen Erscheinungen — Wollen und vegetative Prozesse — zu identifizieren.

Die Verschiedenheit dieser beiden Erscheinungsgebiete läßt sich folgendermaßen formulieren: Erstens werden die Emotionen überhaupt, wie die affektiven Phänomene insbesondere, innerlich erlebt, während die vegetativen Vorgänge nicht erlebt werden. Es ist hier nicht notwendig, dieses innere Erleben näher zu definieren. Man „erlebt", man „fühlt", z. B., Kummer, während die Samenzellenerzeugung als solche außer dem Bereiche unseres Erlebens steht. Sie wird von uns ebenso wenig erlebt, wie die Bewegungen der Gestirne.[1])

Zweitens, wenn die vegetativen Phänomene unter gewissen Umständen erlebt werden, so sind sie auch dann nicht mit den affektiven Phänomenen zu identifizieren. Starkes Herzklopfen wird gespürt. Dann aber ist dieses „Spüren", als ein gewisses unangenehmes Erlebnis, mit einer affektiven Emotion zu identifizieren, nicht aber das Objekt des „Spürens", d. i. das Herzklopfen selber. Das letztere ist in keinem Falle eine Emotion zu nennen. Wenn die Samenzellenproduktion „spürbar", d. i. erlebbar wäre, so wäre man gezwungen, dieses Spüren oder Erleben zum Gebiete der Affektivität zu zählen. Allein auch in diesem Falle wäre die Produktion von Samenzellen nur der Gegenstand jenes affektiven Spürens, nicht aber dieses affektive Spüren selber. Das affektive Erlebnis ist überhaupt mit seinem Objekte nicht zu identifizieren. Der Zorn, z. B., fällt nicht mit dem Gegenstande zusammen, der den Zorn erregt.

Mit diesen wenigen Worten wollte ich darauf hinweisen, daß die Affektivität und die vegetativen Phänomene toto genere verschieden sind.

II.

Wenn nun Jung die vegetativen Vorgänge und die Affektivität unter einen und denselben Begriff subsumiert, so wäre es doch zu wünschen, daß er die differentia specifica angibt, die die affektiven und die vegetativen Phänomene charakterisieren. Das tut er aber nicht. Wir gehen daher zu einer anderen Frage über, — zu der Frage nämlich, ob sich ein Transformationsverhältnis dieser beiden Erscheinungsgebiete konstatieren ließe, ob sich ein affektives inneres Erlebnis in ein vegetatives Phänomen (und umgekehrt) verwandeln könne.

[1]) Unter „Erlebtwerden" verstehe ich aber nicht „Bewußtwerden" und möchte überhaupt nicht die Frage über die Emotionen, als „erlebte" Erscheinungen, durch die Frage über das Bewußte und Unbewußte komplizieren.

Das Affektleben ist ein System von ineinander verwandelbaren Größen. Jedem, der nur ein wenig mit der psychoanalytischen Literatur vertraut ist, ist diese Ansicht bekannt. Ein verdrängter sexueller Trieb verschwindet nicht, — im wörtlichen Sinne dieses Ausdrucks, — sondern kommt in der Form irgend welcher anderer Erlebnisse zum Vorschein, — z. B. in der Form eines Traumes, einer symptomatischen Handlung, einer Neurose. Und umgekehrt, Freud lehrte, an gewissen Erscheinungen nur Verwandlungsformen ganz anderer seelischer Erscheinungen zu erkennen. Das seelische Leben stellt sich somit als ein sich ewig verwandelnder Chamäleon dar. Ich will nicht sagen, daß Freuds Psychologie nur diesen einen Standpunkt — ich meine die Verwandlungen des Affektlebens — erhärtet. Diese Psychologie ist sehr reich an Motiven, und es würde sich lohnen, die letzteren systematisch aufzuzählen und darzustellen, ihr wechselseitiges Verhältnis aufzuweisen, sowie ihre konkrete Durchführung in Freuds System aufzuzeigen. Die Affektwandlungen bilden jedenfalls einen der Grundsteine der Lehre Freuds. Zugleich ist dieses Motiv seiner Lehre eine seiner originellsten Leistungen, denn vor ihm sprach man nur gelegentlich von einigen Gefühlsverpflanzungen.

Ich werde unten noch genauer über den Sinn der Affektwandlungen (oder Affekttransformationen) sprechen. Hier ist nur so viel zu sagen, daß die Triebe (oder Affekte) nach Freud nicht bloß kausal — im Sinne einer Sukzession von zwei selbständigen Erscheinungen — zusammenhängen, sondern auch ineinander verwandelbar sind.

Demselben Gedanken begegnen wir auch bei Jung und eine seiner letzten Arbeiten trägt geradezu den Titel „Wandlungen und Symbole der Libido". Freud und Jung stimmen also überein, daß das Affektleben Umwandlungen unterworfen ist. Jung erweitert aber das Gebiet dieser Umwandlungen, indem er, wie aus den obigen Zitaten zu ersehen ist, auch zwischen den affektiven und vegetativen Phänomenen ein Transformationsverhältnis herstellt. Allein Jung teilt uns seine Gründe hiefür nicht mit und man hat auch keinen sonstigen Anlaß, ihm beizupflichten. Wohl finden wir ein stetiges Hinüberfließen aus einer Form der Affektivität in die andere Form, allein das vegetative Leben steht außerhalb dieses Prozesses der Affektverwandlungen. Es bekommt von den Affekten nichts und gibt ihnen nichts. Welche Tatsache könnte man denn anführen, um die Möglichkeit zu beweisen, daß die Kraft, die sich einst in der Erzeugung von Eiern und Samen äußerte, sich nach einem gewissen Zeitraume in Triebe, Affekte u. dergl. verwandelte?

Wenn die Behauptung, daß sich vegetative und affektive Phänomene ineinander tranformieren können, das uns zugängliche empirische Tatsachengebiet überschreitet, so wird andererseits die gesicherte Tatsache der Transformationen innerhalb der Affektivität durch sie so sehr umgedeutet, daß man ernste Gründe hat, an ihr zu zweifeln. Die Trans-

formationen innerhalb des affektiven Lebens sind nur möglich, weil in beiden Transformationsgliedern etwas Gemeinsames enthalten ist. So z. B., wenn sich eine sexuelle Regung in einen hysterischen Schmerz verwandelt, so haben wir hier das affektive Leben als eine konstante Größe, die sowohl mit der sexuellen Regung als auch mit dem Schmerze zusammenfällt, sofern man diese beiden Erlebnisse als innere Erlebnisse betrachtet. Allein im ersteren Falle richtet sich die Affektivität auf sexuelle Objekte, während sie sich im zweiten Falle auf gewisse organische Zielpunkte richtet. Wir wollen dies durch folgendes Schema veranschaulichen:

$$X < \begin{matrix} A \\ B \end{matrix}$$

Der Wille oder die Affektivität (X) richtet sich etwa auf gewisse Objekte sexueller Art (A). Insofern er dies tut, nennen wir ihn „sexuelle Regung".

Unter gewissen Umständen muß sich aber die Affektivität von ihrem ursprünglichen Objekte (A) losreißen. Sie wirft sich dann auf Objekte organischer Art (B), und diese Verknüpfung der Affektivität mit einem organischen Objekte nennen wir Schmerz. Man sieht, dem Schmerz und der sexuellen Regung ist etwas Gemeinsames eigen, und zwar die Affektivität (X), die sich nur von einem Objekt (A) auf ein anderes (B) verschiebt. Die Affektivität ist die konstante Größe.

Setzen wir aber voraus, daß sich affektive Erlebnisse auch in vegetative (oder auch umgekehrt) verwandeln. Wo haben wir hier das Gemeinsame zwischen diesen beiden Erscheinungen? Was übernimmt das vegetative Phänomen von dem affektiven? Oder — was übernimmt die affektive Erscheinung von der vegetativen? Wir vermissen hier die konstante Größe.

Freilich wird man behaupten können, daß die Transformationen überhaupt keine konstante Größe notwendig voraussetzen. Dann wäre die Umwandelbarkeit der vegetativen und der affektiven Phänomene in einander wohl ermöglicht, aber was bedeutete denn dann der Begriff der Umwandelbarkeit? Wir hätten dann mit der vagen Behauptung zu tun, daß eine Erscheinung zu einer anderen Erscheinung „führt", sie „hervorbringt" usw. Eine gewisse vegetative Erscheinung z. B. wäre dann die „Ursache" von einer affektiven Erscheinung. Wir hätten hier zwei selbständige Erscheinungen vor uns. Ich will nicht leugnen, daß in unserem Leben auch solche äußerliche Zusammenhänge vorkommen. Die Einsicht in die letzteren gehört vielmehr zum ältesten Besitztum der Psychologie und der praktischen Menschenkunde. Allein diese Einsicht hat nichts mit den Umwandlungen zu tun, von denen Freud spricht und die eine — in den beiden Transformationsgliedern bleibende — Größe voraussetzen, welche nur ihre Richtung auf die Objekte ändert

Vollends ist die äußerlich-kausale Betrachtung abzulehnen, wenn man sie auf das ganze Gebiet des affektiven Lebens anwenden will. Dann dürfte man zweifeln, daß eine sexuelle Regung zu einem hysterischen Schmerze „führe", während wir jetzt genau wissen, daß sich eine sexuelle Regung in einen Schmerz konvertieren kann.

Ich will aber absehen von den vegetativen Phänomenen und ihrer von Jung behaupteten Transformationsgemeinschaft mit den Affekten und das Problem der Affektivitätsverwandlungen weiter betrachten.

III.

Die Wandlungen der Affektivität — und nur der Affektivität, nicht aber auch der vegetativen Prozesse — gehören zu den unbezweifelbaren psychologischen Tatsachen. Wir stoßen aber hier auf das Problem der Möglichkeit solcher Affektverwandlungen. Wenn irgend ein ursprünglicher Trieb, z. B. eine Komponente des Sexualstrebens, sich in einen hysterischen Schmerz oder in einen Traum umgewandelt hat, so fragt es sich: wie sind denn solche seelische Übergänge möglich? Wie ist es zu erklären, daß ein gewisser Trieb in einer ganz neuen Form wieder erscheint? Ich glaube, daß das Staunen, das man für den Anfang der Philosophie halten wollte, hier am Platz sei.

Wir begegnen bei Freud keinen Erörterungen, die eine direkte Beziehung zu diesem Problem hätten. Hiermit soll aber nicht gesagt werden, daß Freuds Psychologie nichts mit dem Problem der wissenschaftlichen Erklärung des Phänomens der Affektumwandlungen zu tun hat. Vielmehr drängt Freud, indem er die mannigfaltigsten Wandlungen der Affektivität aufweist, indirekt zu jenem Problem hin. In Freuds Denken liegt schon die Tendenz, dieses Problem aus der Mannigfaltigkeit der speziellen Affektwandlungen herauszulösen.

Dieser Tendenz gibt Jung nach. Um die Wandlungen des Affektlebens oder, wie er sich ausdrückt, die Verschiebung der psychologischen Kulissen erklären zu können, führt er den Begriff der „Libido" oder des Willens überhaupt ein.

Durch diesen Begriff wird aber das Problem der Affektwandlungen nicht nur nicht gelöst, sondern sogar verwirrt. Ich will noch weiter gehen und sagen, daß Jungs Lehre vom Willen überhaupt diejenige Tatsache, die sie erklären soll, und zwar die Wandlungen im Affektleben, unmöglich macht.

Unter „Libido" versteht Jung das Begehren oder das Wollen überhaupt, das sich in den einzelnen Trieben manifestieren soll. Ich möchte hier hervorheben, daß Jung sich auf das Gesetz der Erhaltung der Energie beruft, das er auf das Gebiet des Willens anwenden möchte. Inwiefern aber ließe sich dieses Gesetz auf das Affektleben anwenden? Berücksichtigt man den Sinn der Jungschen Auseinandersetzungen,

so muß in die Augen fallen, daß er den Willen überhaupt durch drei Merkmale charakterisiert. Erstens ist der Wille etwas Energetisches. „Wir schließen uns damit", sagt Jung, „bloß einer mächtigen Zeitströmung an, welche die Welt der Erscheinungen energetisch begreifen möchte. Der Hinweis darauf, daß alles, was wir apperzipieren, nur als Kraftwirkung verstanden werden kann, möge genügen."[1]) Zweitens, bleibt die Summe des Willens immer dieselbe. „Diese etwas kühne Annahme lehnt sich, wie ersichtlich, an das Modell des Gesetzes der Erhaltung der Energie an, wonach die Summe der Energie immer dieselbe bleibt."[2]) Diese beiden Behauptungen werden uns hier nicht interessieren, obwohl sie wohl verdienten, in irgend einem anderen Zusammenhange kritisch beurteilt zu werden. Drittens, der Wille ist eine Einheit, die den einzelnen Trieben eigen ist, während die letzteren nur Anwendungsmöglichkeiten des einheitlichen Willens sind. „Wie die Lehre von der Erhaltung der Energie den Kräften den Elementarcharakter nimmt und ihnen den Charakter der Manifestationsform einer Energie verleiht",[3]) so soll auch Jungs Auffassung des Willens, als einer einheitlichen Kraft, den einzelnen Trieben die Elementarbedeutung nehmen. Diese dritte Behauptung Jungs interessiert uns hier.

Es wäre falsch, anzunehmen, daß Freuds Psychologie auf der Annahme vieler selbständiger Triebe, deren jeder einen Elementarcharakter besitzt, fußt. Gerade dies bildet ja den eigenartigen Zug der Freudschen Psychologie, daß sie von einem ewigen Ineinanderübergehen der verschiedenen Formen der Affektivität spricht. Allein wer von Wandlungen der Affektivität spricht und somit den einzelnen Affekten jegliche Elementarbedeutung aberkennt, der ist noch nicht gezwungen, Jungs Auffassung des Willens, als einer einheitlichen Kraft anzunehmen. Inwiefern kann aber der Wille überhaupt „einheitlich" genannt werden? Und inwiefern sind die einzelnen Triebe als „Anwendungsmöglichkeiten" des Willens überhaupt anzusprechen? Wir müssen hier alle möglichen Bedeutungen der Jungschen Auffassung verfolgen.

a) Es ist nicht anzunehmen, daß Jungs „Libido" oder der Wille überhaupt quantitativ aufzufassen sei. Die Ansicht, daß die ganze Welt oder wenigstens die Gesamtheit der wollenden Wesen nur Ein gleichartiges Wesen ist, spielte freilich eine gewisse Rolle in der Geschichte des philosophischen Denkens. Schwerlich aber läßt sich behaupten, daß Jung eben diese Ansicht vertritt. Denn er leugnet ja nicht die Existenz von vielen Trieben, die er eben als die „Anwendungsmöglichkeiten" des Willens bezeichnet und die im Laufe der Entwicklung entstehen sollen. Er anerkennt also in dem Willenleben einen Pluralismus.

[1]) Jahrbuch V, I, S. 342—343.
[2]) Jb. S. 333.
[3]) Jb. S. 329.

b) Oder könnte man seine Worte, daß die einzelnen Triebe nur „phenomenologischen“ Wert haben, im Sinne jener monistischer Ansicht deuten? Die Vielheit der einzelnen Triebe gehörte dann nur zur Welt der „Erscheinungen“ (im Kantischen Sinne), im Grunde aber existierte ein einziger Wille überhaupt. Die Behauptung, daß die vielen Triebe nur „phenomenologischen“ Wert haben, könnte noch auf eine andere Weise gedeutet werden. Man könnte eben meinen, daß unsere Triebe, die sich qualitativ von einander zu unterscheiden scheinen, nur Erscheinungsformen jenes Willens überhaupt ist, der qualitativ ganz andersartig beschaffen ist. Wir brauchen uns aber nicht mit dieser willkürlichen und fruchtlosen Ansicht, die den „Schein“ dem „Sein“ gegenüberstellt, zu befassen, um so mehr als Jung uns die Gründe nicht mitteilt, die ihn zu ihr führen.

c) Wir müssen dann einen anderen Weg betreten. Ist nicht anzunehmen, daß die „Anwendungsmöglichkeiten“ des Willens überhaupt nichts anderes sind, als eben dieser Wille, der nur auf bestimmte Objekte gerichtet ist? Der Wille überhaupt wäre dann objektlos, während die einzelnen Triebe auf Objekte gerichtete Willensäußerungen wären. Es ist aber nicht zu vergessen, daß Jung einen geschichtlich-genetischen Standpunkt einnimmt. Danach müßten wir annehmen, daß es eine Zeit gab, da der Wille noch objektlos war, und daß er sich erst allmählich auf verschiedene Objekte warf und sich auf diese Weise in „Anwendungsmöglichkeiten“ verwandelt hatte. Allein man kann sich gar keinen objektlosen Willen vorstellen. Jeder Wille ist immer auf ein Objekt gerichtet, jeder Wille ist also schon eine „Anwendungsmöglichkeit“.

d) Es bleibt also übrig anzunehmen, daß der Wille überhaupt, nach Jung, ein bestimmt gearteter Wille ist, dessen im Laufe der Zeiten, — und nicht etwa als bloße „Phänomena“, — entstandenen „Anwendungsmöglichkeiten“ anders geartete Willensäußerungen sind. Die Einheitlichkeit des Willens überhaupt soll dann einen qualitativen Sinn haben: wie die physikalische Energie immer dieselbe bleibt, ob sie sich in Bewegung oder in Wärme äußert, so bleibt die Qualität des Willens immer dieselbe, ob er sich so oder anders manifestiert. Gerade der Vergleich mit dem Gesetz der Erhaltung der Energie veranlaßt uns, zu denken, daß Jung dem Willen irgend eine — sich immer gleichbleibende — Qualität beimißt. Nun aber spricht Jung von einer Hungerlibido, einer sexuellen Libido usw. und hält sie somit auch für etwas qualitativ Bestimmtes. Während aber einzelne „Anwendungsmöglichkeiten“ des Willens verschieden sind, bleibt sich die Qualität des ihnen zu Grunde liegenden Willens immer gleich.

Wir haben uns danach die geschichtliche Entwicklung des Willens folgendermaßen zu denken. In den Anfangsstadien seiner Entwicklung hatte er diese oder jene bestimmte Qualität. Später aber verwandelte

er sich in Hunger, in sexuelles Streben usw., — kurz, in Erscheinungen, die eine ganz andere Qualität haben. Ebenso verwandelt sich die physikalische Energie in Wärme, Elektrizität usw., unterscheidet sich aber qualitativ von diesen speziellen Energiemanifestationen.

Es fragt sich aber, wie ist denn der Übergang von dem qualitativ eigenartigen Willen überhaupt zu den qualitativ ebenfalls eigenartigen Trieben oder „Anwendungsmöglichkeiten" des Willens zu denken? Wie kann eine Qualität in eine andere Qualität übergehen? Wie kann der Wille überhaupt, dessen Qualität etwa durch *a* bezeichnet werden soll, sich in das Streben zum Essen oder in den sexuellen Trieb umsetzen, dessen Qualität durch *b* bezeichnet werden soll? Wohl ist ein kausales (im oben angedeuteten Sinne), äußerliches Verhältnis zwischen zwei verschiedenen Erscheinungen möglich, indem eine Erscheinung zu einer anderen „führt", sie „hervorbringt" usw., allein zwei verschiedene Erscheinungen können sich nicht in einander verwandeln.

Sofern also ein Übergang von dem Urwillen, als einer qualitativ bestimmten Erscheinung, in die „Anwendungsmöglichkeiten", als ebenfalls qualitativ bestimmte Erscheinungen, behauptet wird, wird die unbezweifelbare Tatsache der Affektwandlungen wieder aufgehoben und in Zweifel gesetzt. Wie Schopenhauer die Entwicklung des Willens und seine jedesmalige Form nur postulieren, nicht aber wissenschaftlich erklären konnte, so vermag auch Jung nicht, uns zu zeigen, wie der Wille überhaupt in irgend einen speziellen Trieb übergehen könnte. Setzen wir also voraus, daß am Anfang der phylogenetischen oder ontogenetischen Entwicklung der Wille überhaupt stand, so ist die Geschichte der Affektivität abgeschlossen und es folgt diesem Anfangsstadium kein Hunger, kein sexueller Trieb usw. Aus den oben auseinandergesetzten Gründen kann die ganze Geschichte nicht ins Rollen kommen.

Ist aber nicht Freud in denselben Fehler, wie Jung, verfallen? Ich glaube, diese Frage verneinen zu dürfen. Denn wenn Freud etwa von Sexualität spricht, so involvieren seine Erörterungen keineswegs schon die Behauptung, daß der sexuelle Trieb, als inneres Erlebniß, bestimmte Qualitäten hat, die ihn eben zu einem sexuellen Trieb stempeln. Er könnte auch sagen, daß nicht der Trieb als solcher, sondern seine Objekte sexueller Natur seien. Ich möchte hier auf folgende Stelle in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" (2. Aufl., 1910, S. 12—13) aufmerksam machen. Dort sagt Freud: „daß wir uns die Verknüpfung des Sexualtriebes mit dem Sexualobjekt als eine zu innige vorgestellt haben. Die Erfahrung an den für abnorm gehaltenen Fällen lehrt uns, daß hier zwischen Sexualtrieb und Sexualobjekt eine Verlötung vorliegt, die wir bei der Gleichförmigkeit der normalen Gestaltung, wo der Trieb das Objekt mitzubringen scheint, in Gefahr sind zu übersehen. Wir werden so angewiesen, die Verknüpfung zwischen Trieb und Objekt

in unseren Gedanken zu lockern.“ Wenn nun diese Verbindung zwischen dem Objekt und dem auf dasselbe gerichtete Trieb zu „lockern“ ist, ist daraus nicht zu schließen, daß der Trieb an sich, d. h. unabhängig von seinem sexuellen Objekt, ohne sexuelle und überhaupt ohne irgend welche Eigenschaften zu denken ist? Jedenfalls involvieren Freuds Lehren über die Wandlungen des Affektlebens keine prinzipiell-psychologische Annahme darüber, daß den Trieben, als inneren Erlebnissen, irgend welche Eigenschaften zukommen. Anders ist es bei Jung. Er stellt die speziellen Triebe dem Willen überhaupt gegenüber. Diese Gegenüberstellung soll darauf hinweisen, daß der Wille überhaupt, im Gegensatz zu den verschiedenen Einzeltrieben, „einheitlich“ sei, daß er eine, sich immer gleichbleibende, Qualität habe, wie denn auch die physikalische Energie ihre Qualität in allen ihren Anwendungsmöglichkeiten behält. —

Setzen wir aber voraus, daß es dem Willen überhaupt gelungen ist, sich in irgend einen speziellen Trieb zu transformieren. Ich frage nun weiter: wenn die einzelnen Triebe qualitativ bestimmt sind, wie können sie ineinander übergehen? Wenn ich nun früher zweifelte, daß sich der Wille überhaupt etwa in einen „Hunger-Willen“ verwandeln könnte, so zweifle ich jetzt, daß sich ein Hungerwille in einen sexuellen Willen verwandeln könnte. Denn diese Anwendungsmöglichkeiten des Willens sollen ja qualitativ bestimmt sein. Und Jung muß sie für qualitativ bestimmt halten, denn er hält auch den Willen überhaupt für etwas qualitativ Bestimmtes. Nur soll die Qualität des letzteren „einheitlich“ sein, während die Qualitäten der einzelnen Triebe verschiedenartig sind.

Es folgt daraus, daß Jungs Ansichten die unumstößliche Tatsache der affektiven Übergänge, oder der Affektumwandlungen nicht nur nicht erklären kann, sondern sie eigentlich aufhebt.

Anders ist es bei Freud. Er spricht nicht von einem Willen, der immer einheitlich bleibt, d. i. qualitativ derselbe in allen seinen Modifikationen ist. Daher zwingt er uns auch nicht, die einzelnen Triebe für qualitativ-bestimmt zu halten. Die Affektwandlungen, von denen er im neutralen Sinne spricht, müssen erst erklärt werden. Aber sie müssen so erklärt werden, daß sie selber nicht verschwinden.

e) Endlich möchte ich noch auf folgende Formulierung hinweisen. Jung sagt, daß der Wille (oder die Libido), „nicht nur nicht konkret oder bekannt sei, sondern geradezu ein X ist, eine reine Hypothese, ein Bild oder Rechenpfennig, ebensowenig konkret faßbar wie die Energie der physikalischen Darstellungswelt“ (342). Ich finde, daß einige dieser Prädikate mindestens unklar sind; die anderen aber zu dem Subjekte selber im Widerspruch stehen. Was sollen denn die Worte bedeuten, daß der Wille geradezu ein X ist? Soll dies heißen, daß man den Willen überhaupt nicht kennt? Was für Anlaß hat dann aber Jung, zu sagen, es

gibt doch einen Willen überhaupt! Wenn nun Jung weiter sagt, der Wille sei bloß ein Bild, ein Rechenpfennig, so darf erwidert werden, daß in diesen Prädikaten eigentlich eine Kritik des Subjektes enthalten ist: das Subjekt „Wille" existiert nicht, und jedes Gerede von ihm ist nur ein Bild usw.

IV.

Wir haben also Grund, zu behaupten, daß Jungs „Libido" oder Wille überhaupt die „Verschiebung der psychologischen Kulissen" nicht zu erklären vermag. Ich glaube aber, daß diese Erklärung wohl möglich ist. Ich will hier nur andeuten, wie ich mir die Möglichkeit dieser Erklärung denke.

Zunächst liegt kein Grund vor, den Willen überhaupt den speziellen Anwendungsmöglichkeiten des Willens gegenüberzustellen. Wohl aber muß der Wille (oder die Affektivität) als solcher, d. i. als inneres Erlebnis, von seinen Objekten oder Zielpunkten unterschieden werden. Der Wille ist fähig, sich von einem Objekt auf ein anderes zu verschieben. Die Objekte stellen die verschiebbare Größe dar, nicht aber der Affekt, als inneres Erlebnis, das sich auf jenes Objekt bezieht. Wenn z. B. von einer Verwandlung des sexuellen Triebes (oder seiner Komponente) in irgend einen anderen Affekt gesprochen wird, so ist zu berücksichtigen, daß sich hier der Wille nur von einem sexuellen Objekt auf irgend ein anderes Objekt verschoben hat. Wenn es nun feststeht, daß nicht die Affekte, als innere Erlebnisse, sondern nur ihre Objekte verschiebbar sind, so frägt es sich weiter, wie ist ein Übergang von einem Objekte (*A*) zu einem anderen Objekte (*B*) möglich.[1]) Hier haben wir das eigentliche Problem der Möglichkeit der Affektverwandlungen. Die Lösung dieses Problems dreht sich um zwei Punkte.

Erstens, sind die Affekte (oder Willenserlebnisse usw.), als innere Erlebnisse, qualitätslos. Qualitätslosigkeit ist aber mit Objektlosigkeit nicht zu verwechseln. Jeder Affekt, jedes Unlusterlebnis, jedes Streben bezieht sich auf irgend ein Objekt, und es ist kein objektloser Affekt usw. möglich. Allein wenn auch der Zorn eines Menschen sich notwendigerweise auf ein gewisses Objekt (z. B. eine Handlung des anderen Menschen) bezieht, so hat er doch selber, abgesehen von seinem jeweiligen Objekte, keine Eigenschaften. Wohl hat das Objekt des Zornes, —, z. B., eine gewisse Handlung des Anderen, — diese oder jene Eigenschaften, die man beschreiben kann. Der Zorn aber selber hat in sich nichts „Zornhaftes". Er ist blos ein Drängen und nichts mehr. Ein anderes Beispiel: der Apfel, den das Kind haben möchte und nach dem es die Hände streckt, ist rot, groß, frisch usw., allein das Wollen des

[1]) Ich lasse hier die Frage offen, ob das Objekt *B* wirklich ein neues Objekt sei oder ob es als ein Repräsentant des Objektes *A* zu betrachten sei.

Kindes, sein inneres Drängen hat gar keine Eigenschaften. Anders ausgedrückt, die Affekte haben immer Objekte, sie haben aber in sich kein „Was". Ein „Was" besitzen nur ihre Objekte. Diese Qualitätslosigkeit der Affekte annuliert aber nicht ihr Sein. Sie sind etwas, obwohl sie kein Wesen haben. Es kommt ihnen keine essentia, wohl aber die existentia zu. Eben die Abwesenheit von einem „Was" ermöglicht es, daß der Affekt sich auf ein neues Objekt wirft, denn sonst wäre es ihm unmöglich, sich mit seinen Qualitäten, die ja an das vorangegangene Objekt angepaßt sind, an das neue Objekt anzupassen.

Zweitens, sind die Affekte (oder Willensvorgänge usw.) durch die Natur ihrer jeweiligen Objekte nicht bedingt, und eben darum können sie sich von ihren alten Objekten losreißen, um sich auf neue Objekte zu werfen. Sie werfen sich allerdings nicht auf beliebige neue Objekte, sondern nur auf irgendwie mit den alten Objekten in Beziehung stehende Objekte.[1]) Daraus ist aber nicht zu schließen, daß sie durch die Natur dieser „alten" Objekte bedingt sind. Sie sind nur mit den letzteren sozusagen eng verlötet. Man darf aber nicht sagen, daß von zwei verlöteten Gegenständen einer den anderen bedingt und hervorbringt.

Übrigens lassen sich hier diese Ansichten nur andeutungsweise darlegen.[2]) Ich wollte nur zeigen, daß die Möglichkeit der Affektwandlungen durch diese Prinzipien genügend erklärt wird. Ich meine also folgende Prinzipien: erstens richten sich alle affektiven Erlebnisse auf Objekte oder Zielpunkte; zweitens sind die affektiven Erscheinungen qualitätslos, sofern man von ihren Objekten absieht und sie bloß als innere Erlebnisse betrachtet; drittens sind sie von der Natur ihrer Objekte unabhängig. Diese Prinzipien reichen aus, um die Wandlungen des affektiven Lebens verständlich zu machen. Jungs Ansichten aber entsprechen den wissenschaftlichen Anforderungen nicht, — allerdings nicht darum, weil ihnen jene richtigere Ansichten entgegengesetzt werden dürfen, sondern weil sie an einer inneren Unzulänglichkeit leiden.

[1]) Die Wanderungen oder Wandlungen der Affektivität geschehen somit innerhalb eines beschränkten Kreises.

[2]) Siehe meinen Aufsatz „Freuds Psychologie als eine Transformationstheorie. Beitrag zu einer Willenstheorie" im „Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen", Bd. V, 2. Hälfte. Man vergleiche auch mein Buch „Strebungen und Gefühle", das unlängst in russischer Sprache erschienen ist. („Stremlenia i tschuwstwa. Psichologitscheskoe issledowanie", Petersburg, Verlag „Obrasowanie").

II.

Rechts und links in der Wahnidee.

Von **A. Stärcke**, den Dolder (Holland).

Ein Paranoiker klagt in der 88sten Stunde über Kribbeln im Ohre, das jedesmal ohne bestimmte Veranlassung auftritt. Weiter äußert er sich folgendermaßen darüber:

„Bisweilen, wenn man sitzt und etwas liest, das nichts damit auszustehen hat.

Oder wenn was gesagt wird, eine Anspielung, um es noch deutlicher zu machen, um mich aufmerksamer zu machen, daß es eine Anspielung ist.

Daß dort auch die Wahl zwischen rechts und links einigermaßen durchgeführt ist.

Wenn du das eine nicht gestehen willst, wird man dich in Verdacht des anderen bringen.

Wenn das Kribbeln im rechten Ohr auftritt, dann will das sagen: Gib mal acht, gestehe mal, daß du das Mädchen geschändet hast!" (Er meint, von der ganzen Welt verfolgt zu werden, um ihn zum Geständnis einer — in Wirklichkeit nicht vollzogenen — Notzucht an einem bestimmten Mädchen zu zwingen.)

„Und wenn das Kribbeln am linken Ohr auftritt, das ist dann alles was wir hier besprochen haben: der Sadismus, daß ich meine Frau nicht koitiert habe, Homosexualität und all diese Dinge.

Dann wirst du davon in Verdacht kommen."

Zur Erklärung findet er außer dem Hinweise, daß man die Kinder lehrt, die rechte Hand an erster Stelle zu benutzen, daß ein Mädchen fragen, auch heißt: um ihre Hand fragen, und daß man bei der Heirat einander die rechte Hand geben soll, und den Trauring an der Rechten, den Verlobungsring links trägt, nur eine tatsächliche Erinnerung.

In der Turnstunde hatte er Schwierigkeit, im Gedächtnis zu behalten, ob er mit dem rechten oder mit dem linken Bein die Übung beginnen sollte. Darauf hatte die Mutter erfunden, ihn in der rechten Hosentasche sein Taschentuch tragen zu lassen, das ihm dann als mnemotechnisches Hilfsmittel diente. — Schon damals ist

er ein Zweifler zwischen rechts und links, zwischen Aktivität und Passivität, zwischen Mann und Weib gewesen.

Man soll erwarten, daß eine dergleiche isolierte, scheinbar unwichtige Erinnerung eine Deckerinnerung darstellt, hinter welcher sich andere, affektvollere, verbergen, deren Art vielleicht aus dem Folgenden erraten werden könnte.

Einige Tage später träumte er folgenden Traum:

Wir hatten „Theorie" gehabt in der Kaserne, ich glaube vom Leutnant P. Dieser befahl, die Bänke wegzustellen. Im Begriff, dabei zu helfen, fühlte ich plötzlich, nicht weiter zu können und rief: „Jetzt schläft mein *rechtes Bein* auch!" Der Leutnant sagte: „Gehen Sie nur nach Hause". Darauf wandte er sich zu den anderen Mannschaften, sagend: „Die Parole ist hier fortwährend Jesus." Dann mir nachkommend, schlug er mich auf die Schulter (bei der ersten Wiedergabe: Rücken.) Unter den Mannschaften hatte ich ein paar erkannt. Beim Aufstehen von den Bänken wenigstens sagte ich: Das sind die Brüder von Roten.

Nachtrag: Im Traume saß ich auf solchen langen Bänken, mir gegenüber sah ich ein paar Mannschaften.

Um den vielen Bedeutungen von „rechts" und „links" gerecht zu werden, bin ich genötigt, auf diesen Traum etwas ausführlicher einzugehen. Wir sehen sie dann in einen einzigen Knoten auslaufen.

In diesem Traume klingt zuerst eine oberflächliche Schicht an, die sich auf die Analyse bezieht. Die langen Bänke stehen darin für den langen Stuhl, worauf der Kranke sitzt; die Kaserne ist die Stelle, wo er zum erstenmale theoretischen Unterricht in der Sexualität aus den Erzählungen seiner Zimmergenossen schöpfte, auch ich gebe ihm jetzt Unterricht darin, zu seinem Bedauern aber nur theoretisch. In den weiteren Assoziationen liegt noch mehr Hohn: die Liederlichkeit in der Kaserne ist das Hauptthema. Der Leutnant bin ich, in noch mehreren Punkten stimme ich mit diesem auch mir bekannten Offizier überein.

In dieser Übertragungsperson[1]) liegt nun, wie meist, ein Hauptknotenpunkt, der zu tieferen Schichten führt. „Gehen Sie nur nach Hause" sagte der Leutnant im Traume, damit seinen sehnlichen Wunsch erfüllend, aus der Analyse fortlaufen zu dürfen. Zugleich bezieht es sich auf den Umstand, daß ich ihn zur Befriedigung seiner Sexualität auf

[1]) Daß der „Leutnant" eine phallische Übertragungsperson darstellt, drückt er sehr schön aus in der Assoziationsserie: Leutnant, Lieutenant, Stadthalter, Stammhalter.

seine Gattin gewiesen, und ihm geraten hatte, die seelische Masturbation einzustellen, sobald ihm das ohne innere Not möglich wäre.[1])

Früher im Traume befahl der Leutnant: die Bänke wegzustellen. Diese Bänke seien lange Bänke gewesen, ohne Lehne, wie man sie nur in Schulen und in Turnsälen sieht; diese waren wie jene in der Kaserne unangestrichen und besonders lang. Dann fallen ihm andere Bänke ein, Gartenbänke, die weißen englischen Bänke, wie man sie jetzt viel sieht.

Ich sehe mich veranlaßt, den Kranken an einen früheren Traum zu erinnern, wo von einer Treppe ohne Geländer die Rede war. „Geländer" und „Lehne" sind in der holländischen Übersetzung gleichlautend. Jene Traumtreppe befand sich in der nämlichen Schule, die dem Kranken zum Bild der langen Bänke einfiel; in diesem früheren Traum bezog sich das „ohne Geländer" auf den beim Partner schmerzlich vermißten Penis.

Zu „Gartenbänke" ist in Erinnerung zu bringen, daß „Garten" ein vom Kranken, ebenso wie im Altertum, oft benutztes Symbol für das weibliche Organ ist; die Bedeutung des „Englisch" dabei übergehe ich, da sie mich auf Abwege führen würde.

Die Bänke sollten fortgestellt werden, sagt der Kranke, damit das Zimmer oder der Saal wieder zum gewöhnlichen Zustande zurückkehre; zu „Saal" fällt ihm „Sattel" ein, man reitet darauf. Man könnte an ein Turnlokal denken, sagt er, nach der Vorstellung sollen die Bänke fortgeräumt werden.

Dann bringt er eine Ausbreitung des Traumtextes:

„Ich mußte mithelfen die Bank fortzutragen, dann war plötzlich mein rechtes Bein gefühllos, oder es ging schlafen, ich strauchelte, und konnte nicht weiter mehr."

Zu dieser Stelle fällt ihm zuerst ein, daß die Idee von rechts und links zum Ausdruck gekommen. Rechts schlägt immer auf das Normale, normaler Geschlechtstrieb, normaler Koitus. Das rechte Bein bedeute vielleicht den Penis.

Da ich weiß, daß er, nachdem er eine Zeit völlig potent gewesen, in der letzten Zeit ein paarmal Impotenz produziert hat, getraue ich mir, ihn zu fragen, ob das auch vielleicht bei seinem letzten Versuch der Fall gewesen. Nach einer Weile bejaht er diese Frage, in der Tat, das letzte Mal ging es wieder nicht. Was „die Bänke fortstellen" bedeutet, will er noch nicht wissen; am Ende sagt er, „die Bänke" bedeuten den Penis. Das Glied muß fortgestellt werden, damit das „Zimmer" oder der „Saal" wieder gewöhnlich werde.

[1]) Solche suggestive Ratschläge nützen den Patienten kaum, die Analyse muß sich damit begnügen, die „innere Not" zu beheben; gelingt ihr das, so wird der Patient die seelische Masturbation und die Homosexualität, insofern sie ihm lästig sind von selbst einstellen. (Anm. d. R.)

Zu der vom Leutnant gegebenen Parole „Jesus“ meint er, das bedeute Spott. Er wird als unbrauchbar fortgeschickt, weil er Jesus im Munde führt,[1]) nicht in den Taten befolgt. Solange einer seine Sünde nicht eingestehen will, kann man an seinen religiösen Ernst nicht glauben. Sünde verdient Strafe, diese sei ausgedrückt in dem Schlagen auf die Schulter. Ich machte ihn dann aufmerksam auf die Übereinstimmung des Strauchelns mit der Bank im Traume mit einer Episode des Kreuzganges, wozu auch die Parole „Jesus“ gut stimmt. Der Unterschied ist, daß Jesus mit dem Kreuz sich wieder erhebt, der Träumer mit der Bank nicht; wenn er also sagte, „Jesus“ bedeute hier Spott, dann gelte dieser Spott wohl auch diesem Kontraste. (Daß in der Identifizierung mit Jesus schon der Keim des zukünftigen Größenwahnes liegt, sei nur angedeutet; das darauf bezügliche Stück der Analyse, das den Narzismus, und somit das vielleicht interessanteste Problem der Paranoiafrage betrifft, muß hier fortgelassen werden, um nicht allzu weitläufig zu werden.)

Mit der Bedeutung der „Bänke“ als Membrum ist aber immer noch nicht aufgeklärt, warum der Traum den Leutnant, d. h. mich, befehlen läßt, die Bänke fortzustellen. An diese Bemerkung knüpft der Kranke weitere Assoziationen. Die Bank ist etwas, das im Wege steht, das fortgeräumt werden muß, das wäre also die Krankheit. Der Leutnant befahl, die Bänke fortzustellen, bedeute dann: der Doktor wünscht, daß ich mehr Eifer zeige, daß ich besser mitarbeiten solle usw. Mit dieser Deutung bin ich noch nicht ganz zufrieden und verlange weitere Aussprache.

Dann kommt er nach einer Pause auf die empfängnisverhütenden Mittel (Pessarium occlusivum und Spermathanaton) zu sprechen, die ich ihm angeraten. Er empfindet die dadurch notwendigen Vorbereitungen als unangenehm; zwar verursachen sie seine Impotenz nicht, aber sie tragen vielleicht dazu bei. Sie seien ein Hindernis.

Da hatten wir die Bank, die aus dem Wege geschafft werden soll, damit das Zimmer wieder normal werde. Jetzt war noch die spezielle Betonung der Lehnlosigkeit der Erklärung bedürftig.

Dazu bemerkt der Kranke, die Bänke im Traume seien besonders niedrig gewesen, besonders einfach, ungestrichen, und haben parallel aneinander gestanden. Auf meine Bemerkung, daß am Ende des Traumes doch etwas Farbe darauf war: die Brüder von Roten, nickt er, und fährt fort, er denke jetzt an die Folterbank, dann an rot als die Farbe der Sozialdemokraten, dann an die Fakultätsfarben.... Endlich, nach einer langen Pause, sagt er zögernd: Man könne an das Gesäß denken.

Damit stimmen auch die Assoziationen aus dem früheren Traum der geländerlosen Treppe; die Bank ist auch dasjenige, worauf man

[1]) Anspielung auf Fellatio.

sitzt. Die besondere Art seiner masturbatorischen Phantasien, die Flagellationsszenen enthalten, hat auch viel mit diesem Kapitel zu tun; die Autoritätsperson, die ihn davor gewarnt hat, erscheint auch wieder im Traum: der Leutnant befahl, daß die Bänke fortgestellt werden sollten. Im Traume gehorcht er, dann geht es aber nicht, er kann sie nicht entbehren.

Zu „mir nachkommend" (holländisch „achteropkomend", buchstäblich übersetzt: „hinten aufkommend") sagt der Kranke sofort: „ja, das kann dann den abnormalen Koitus bedeuten, den analen Koitus." Zu dieser Auffassung konnte noch der Umstand beitragen, daß im ersten Traumtext „Rücken" steht, im zweiten „Schulter", also eine fortschreitende Verschiebung nach oben; die latente Bedeutung wird noch weiter unten zu suchen sein.

Die allgemeine Bedeutung dieses Traumes (wenn wir den sado-masochistischen Faktor bei Seite lassen — „Englisch", „von Roten") war nach dem Vorstehenden etwa: Das Weib befriedigt mich nicht, ich will mich lieber auf andere Weise befriedigen lassen. Noch allgemeiner: Ich gebe der hinteren erogenen Zone über die vordere den Vorzug.

Entnehmen wir dieser Traumdeutung nur den Hinweis, daß „rechtes Bein" sicher „Glied" bedeutet, wozu ich dem Kranken noch auf den, vom Jus primae noctis stammenden Brauch weisen konnte, daß der Gutsherr das Recht hatte, einen Fuß in das Bett der Neuvermählten zu legen, dann kann die isolierte Kindheitserinnerung aus der Turnstunde auch anders übersetzt werden. Auch die „Bänke" hatten übrigens etwas mit der Turnstunde zu tun.

Als ich diese Erwägungen dem Kranken vorlegte, fing er nach einigem Nachdenken zu erzählen an: „Als ich eben auf die Volksschule kam, weiß ich wohl, wußte ich nicht gut, es gab dort solch ein Pissoir, und ich wußte nicht gut, was das war, und wie ich damit sollte, und so habe ich mich schon darauf gesetzt, so ein Porzellanbecken. Dann habe ich es zu Hause erzählt, und sie haben gelacht, und sagten mir, daß es schon auch andere Vorrichtungen geben würde, für diese Sachen. — Es steht in Zusammenhang mit dem Anus und dem Penis; ich habe es für das anale Bedürfnis benutzt, es war aber für den Penis bestimmt. — Man würde sagen können, daß ich damals noch nicht wußte, daß ich ein Knäblein war, mich noch nicht als Knäblein zu benehmen wußte."

Ob er in dieser Richtung sich noch mehr erinnere, fragte ich. „Ja", sagte er, „einmal war ich mit dem Onkel auf Spaziergang, da mußte ich urinieren, der Onkel nahm mich mit, aber konnte mir nicht helfen, denn meine Hosen öffneten auf die Seite und nicht vorne. — Da rechts das Männliche ist, wird links die Hinterseite bedeuten, den Anus.

Daß es für mich nicht so scharf getrennt war, das Urinieren und das Auswerfen der Fäkalien . . . kannte Pissoirs noch nicht . . . ja,

das ist doch nicht richtig, das wußte ich doch wohl ... kleines Geschäft, großes Geschäft."

Dieselbe Bedeutung von rechts und links kommt auch in anderen Träumen des Kranken vor. So z. B.: „Es war in einem Korridor der Anstalt, und da stand Herr B. Und der sagte: soll ich eine Strecke mitgehen, dann ging die andere Person fort, um eine Schwester zu rufen um die Tür zu öffnen. Aber indem Schwester „Love" rechts um V. hinging, lief B. die andere Seite herum wieder herein".

Schwester „Love" = die Schwesterliebe, der Schwesterinzest. Herr B. steht für den Kranken selbst (phallisch); „die andere Seite", sagt er selbst, ist wieder die Seite der Homosexualität.

Der Schwesterinzest bedeutet die Rettung aus der Anstalt, die Homosexualität wird ihn aber krank halten. Damit ist dieser Traum sicher nicht erschöpfend gedeutet; es sind aber die übrigen Bedeutungen in der Analyse nicht aufgeklärt worden. —

Bei der allgemeinen Betrachtung der vom Kranken gegebenen symbolischen Deutung von rechts und links muß es zuerst auffallen, daß in dem zuletzt erwähnten Traume der Komplex des Schwesterinzestes mit der rechten Seite in Verbindung gedacht wird. Doch wir sind gewohnt, im Traume die Andeutung „links" oft als die Zugehörigkeit des betreffenden Traumdetails zum Inzestkomplex zu finden. Jener Traum scheint von der Stekelschen Regel abzuweichen. Auch die Anspielungen der Verdächtigung des Hauptwahnes werden durch Kribbeln im rechten Ohre unterstrichen, und dieser Wahn wird ebenfalls leicht als Schwesterinzestgedanke entlarvt.

Nun ist aber einmal der Unterschied ein relativer: links deutet auf das am tiefsten Verdrängte, rechts auf besser bewußtseinsfähiges Material.

Dann hat man sich wohl zu merken, daß die psychoanalytische Auffassung, die Wahnvorstellung, einer Notzucht an einem Mädchen verdächtigt zu werden (das sich als zum Gedankenkomplex der Geschwister gehörig erweist) sei eigentlich ein Schwesterinzestwunsch, eine Ungenauigkeit enthält. Sie enthält diesen Wunsch, aber mit etwas Anderem verwoben, das eben die Bewußtseinsfähigkeit bedingt. Eisenrost ist kein Eisen, sondern enthält Eisen.

Drittens muß zwischen Mutter- und Schwesterinzest unterschieden werden. Der Übergang von der Mutter zu der Schwester steht bei unserem Kranken in einem gewissen Zusammenhang mit dem Übergang von der hinteren zur vorderen erogenen Zone.[1]) Beide Entwicklungsgänge sind in gleichem Maße bei ihm gestört. Vielleicht hat der Umstand, daß beim Umgang mit der Mutter als Schoßkind faktisch die hintere

[1]) Auch im Sprachgebrauche: Anus heißt auch altes Weib.

Zone des Kindes aktiv ist, etwas damit zu tun; in diesem Zusammenhang wäre noch zu erwähnen, daß die Entwertung der Mutter-Imago, die zu der Schwesterübertragung den Anlaß lieferte, sicher bei diesem Kranken mit Defäkationsbildern der Mutter im Zusammenhang stand. Es ward dadurch die Mutter-Imago gewissermaßen gespalten. Die zärtliche Mutterliebe glitt auf die Schwester ab; am Bilde der tierischen Mutter blieb die tiefste, von der Reinlichkeitsschranke verdrängte Portion seiner Sexualität fixiert, welche zum guten Teile analerotischer Herkunft war.

Die Homosexualität im Unbewußten dieses Kranken wäre dann komplizierter Natur; einmal entspräche sie Reaktionsneubildungen von der verdrängten, an die Mutter fixierten Analerotik ausgehend, auf dem Wege der „Rückkehr des Verdrängten" nahm dann aber die Reaktionsbildung schließlich Ähnlichkeit mit dem Verdrängten an.

Während beim Normalen im Streite der konkurrierenden weiblichen (Mutter-) und männlichen (Vater-) Imagines die abgespaltenen Faktoren der primitiven Erotik sich unter Einfluß der nach der Latenzperiode neuen, die Onanieschranke durchbrechenden Belebung der Genitalzonen wieder zur Mutter-Imago ordnen und dieser den Sieg gewähren, haben sie sich bei unserem Kranken der Vater-Imago zugesellt, sind damit aber nicht gut verschmolzen, und führen zu zeitweilig verschiedenen Kompromiß-Imagines. Beim Zerplatzen dieser Mischideale führen sie dann wieder ein selbständiges Dasein als zur sozialen Verwendung ungeeignete Fremdkörper der Seele.

Jedenfalls war, zu unserem eigentlichen Thema zurückkehrend, die Wahl zwischen rechts und links, worüber der Kranke redet, ursprünglich wohl eine Wahl zwischen vorne und hinten.

Zur weiteren Determinierung dieses Abgleitens der Symbole können vielleicht die folgenden Umstände beigetragen haben.

Der Kranke hat nur in seinen ersten Lebensjahren allein geschlafen; später, bis tief ins erwachsene Alter hinein, hat er das Bett mit einem seiner Geschwister teilen müssen, und zwar von zirka fünf Jahre an mit seiner um zwei Jahre älteren Schwester, später mit seinem jüngeren Bruder. Da er dieses Zusammenschlafen unangenehm fand, kehrte er dem Bruder immer den Rücken zu, schlief immer auf der rechten Seite. So könnte wohl ein assoziativer Zusammenhang zwischen linker Extremität und Hinterseite entstanden respektive aufgefrischt sein.

Die Ubiquität der rechts- und links-Symbolik[1]) zwingt uns aber, diesem individuellen Umstande keine allzugroße Bedeutung beizulegen. Vielmehr wird die größere Aktivität von rechts und vorne das vermittelnde Zwischenglied darstellen.

[1]) So erzählte mein Schneider mir, wenn ein Kunde links „träge" bringe das ihn bei ihnen in den Verdacht der Inversion.

Der Grund zur Veröffentlichung dieses Analysenfragmentes lag mir vornehmlich darin, daß der Kranke ganz aus eigenem Antriebe alle symbolischen Bedeutungen für rechts und links aussagte, die bei der Traumanalyse erst nach mühsamer Arbeit herausgebracht werden. Eine neue Bestätigung davon, daß Wahn und Traum mit derselben Symbolik arbeiten, die beim Wahne bewußt werden kann, weil der Mechanismus der Projektion sie von ihrer, die Sexualüberschätzung der eigenen Person verletzenden Wirkung beraubt: er denkt ja nicht so, man macht ihn so denken. Weil die aufdringenden Kräfte aus dem Unbewußten als „Verfolger" in die Außenwelt hineinprojiziert werden, ist gegen die Bewußtwerdung ihrer Art nicht mehr ein so großer Widerstand erforderlich. Ich bin nicht weit davon entfernt zu meinen, daß so gerade der Narzißmus der Grund ist für den bei der Paranoia zu solch enormer Bedeutung gelangenden Mechanismus der Projektion.

Unser Kranke ist auch mit den Arbeiten über rechts- und links-Symbolik unbekannt; er hat von Freud nichts gelesen als die Psychopathologie des Alltagslebens, in welcher von rechts und links nur an einer Stelle die Rede ist, wo nämlich der Gegensatz: Doktor der Rechte, Doktor der Linke beiläufig zur Sprache kommt.[1])

[1]) Daß diese Stelle sich dem Kranken wohl eingeprägt hat, geht übrigens aus dem folgenden Traum hervor, den er etwas später hatte:

Ich war in einem großen Zimmer, es glich einem Schulzimmer. Wenigstens gab es eine Tafel, worauf, glaube ich, ein Teil der Erdkugel. Über einen Stock bei dieser Tafel hängte ich meine Hosen, die schmutzig waren. Dann kam Herr E. und sagte mit heftigen Gebärden etwas von einem „Töpfchen", und daß ich, wenn ich auch Doktor der Rechte wäre, trotzdem einen „Christuskneifer" bekommen würde. Ich sah jetzt, daß auf den Schulbänken einige Mädchen saßen. Eines davon sagte: „Davon kann man wohl sterben", während ich ein anderes als Frl. P. erkannte, aber ihr Antlitz war vergrößert, und zur Karrikatur geworden. Ängstlich lief ich hin und her.

Dann sah ich die Hand meines Vaters (Ring mit grünem Steine). Ich lief durch allerlei Säle, vielleicht einer Krankenanstalt, vielleicht einer Kaserne, unter den Männern die sich zu Bett begaben, meinte ich anfänglich Dr. B. später meinen Schwiegerbruder zu erkennen. Ein anderer sagte: „Ja, ich habe unten auch schon an alle Türen klopfen gehört". Ich ward über eine Kluft geschoben und hörte sagen: „Jetzt noch unten über die Stiege, an den Bäumen entlang. Während des Hinuntergehens (holl. „afgaan" = sowohl „Hinuntergehen" als „Stuhlgang") ward ich aufgehoben und schwebte in der Luft, mitunter Kopf hinunter. Noch hörte ich sagen: „Das dachtest Du nicht, wie?"

Während des Schwebens hatte er Orgasmus und Pollution.

Die komplette Deutung dieses Traumes würde die Mitteilung so ziemlich der ganzen Lebensgeschichte des Kranken erfordern. Für unser Thema ist von Interesse, daß der ganze Traum von Anal- und Pygeal-Erotik strotzt. Die anfängliche Beschreibung der Szenerie geht auf das Untersuchungszimmer; ein dort hängendes französisches Bild, „Le masque de la science", ist die Tafel, darauf steht ein gelehrter Esel bei einer Erdkugel. Ich habe Grund für die Vermutung, daß er mich damit beschimpft. Unter diesem Bilde steht der Analysenstuhl, wo der Kranke seine schmutzige Wäsche

Die vom Kranken vertretene symbolische Deutung findet sich dort nicht.

Wohl hat er einmal früher einen Traum erzählt, worin von rechts und links die Rede war. Der Traum lautete wie folgt:

Da träumte ich, daß ich in U. aus dem Zuge trat, und dachte, ich muß eigentlich in V. sein, aber dachte gleich,

zu trocknen hängt, d. i. seine Geständnisse macht. Die Schulbänke, worauf die Mädchen sitzen, kennen wir schon, auch das vergrößerte und zur Karrikatur gewordene Antlitz des Frl. P. ist wieder das Gesäß. Auch die „Geständnisse" haben wieder mannigfache symbolische Bedeutungen. „Gestehen" bedeutet die sexuelle Tat, aber auch die verschiedenen analen Funktionen. Wenn der Kranke z. B. eine Tür öffnen sieht, dann, sagt er, will man damit auf die geöffnete W-C-Tür anspielen, und das enthält wieder eine Einladung zum Defäkations-Akt, d. h. man ladet ihn ein, zu „gestehen", man verfolgt ihn also.

Wir würden sagen, wenn der Kranke uns sagt, „man" lade ihn ein zu „gestehen", drücke er eigentlich damit aus, daß die unbewußte Libido ihn zu verschiedenen Handlungen, die er sich aus anderen Gründen verbietet, oder einschränkt, treibt, und daher alle assoziativen Verbindungen dieser Wünsche, auch die oberflächlichen, mit besonderem Affekt belegt. Wir konstatieren dann denselben symbolischen Zusammenhang, aber deuten ihn in der umgekehrten Richtung. Wir können diese Erscheinung die Reziprozität der Symbole nennen, und erinnern uns, daß diese Reziprozität der Primärzustand sei, und erst durch Einführung der Zensur der Polarität der Symbole Platz macht. — Die Erdkugel auf der Tafel ist ihm auch Vorwand zu pygal-erotischen Betrachtungen, um so mehr, als die Fassung sie zu einer Hemisphäre macht, die andere ist fast unsichtbar.

Im Zentrum des Traumes steht der sonderbare Gegensatz zwischen „Doktor der Rechte" sein, und „doch einen Christuskneifer bekommen".

„Christuskneifer" ist eine komplizierte Verdichtung; erstens ist „Christus" der Phallos, und der Christuskneifer eigentlich also ein Masturbant, mit spezieller Berücksichtigung seiner individuellen Masturbationsart. Weiter denkt sich dabei der Kranke ein schmerzhaftes Klysma, um den Alvus herauszubefördern. „Christus" ist in dieser Beziehung das Entstehende, das Neugeborene. Der Gegensatz löst sich, indem „Doktor der Rechte" auf den normalen Umgang mit der Gattin hindeutet, während „Christuskneifer" zur Onanie, zu der Anal-Erotik, und zum Sadomasochismus Beziehungen hat, kurz, zu allen Abnormitäten, die der Kranke zur linken Seite in Beziehung bringt. Es sollte eigentlich der Traum besagen, daß er eigentlich ein Christuskneifer sei. Der Wortlaut ist aber: einen Christuskneifer bekommen. Das ist nun wieder eine Anspielung auf eine schmerzhafte Balanitis in der Jugend, die der Kranke wohl als Strafe für und Folge von der Masturbation aufgefaßt hat. Als Knabe hat er sich während eines ganzes Jahres gefürchtet, man könne von der Masturbation ein Kind bekommen; er hatte dadurch oft Leibschmerzen, und sah sich in ängstlicher Erwartung seinen Bauch an. In dieser Beziehung heißt Doktor der Rechte sein und doch einen Christuskneifer bekommen: ein Mann sein, und doch ein Kind bekommen. Christus ist das Kindlein. Das „Kneifen" ist aber auch die Analyse und der Kneifer bin ich; der Traum enthält so eine Klage, daß er jetzt auf normale Weise mit seiner Gattin umgeht, und doch die Analyse fortsetzen muß; im Freudschen Beispiel heißt: Doktor der Linke" ja Doktor der Medizin.

Zu obiger Analyse bemerke ich noch, daß diese Deutungen nicht etwa von mir ausgebrütet, sondern der Hauptsache nach vom Kranken gegeben sind, und durch massenhaftes Material gestützt werden, das hier, diskretionshalber fortgelassen werden muß.

nun, ich kann hier auch wohl meine Einkäufe (holländisch gleichlautend mit Geschäfte) machen. Dann ging ich zum Ausgang — es war dort wie in A. die Galerie, daß man rechtshin und linkshin kann, und dann nahm ich den rechten Ausgang, denn links, da stand ein Knäblein, ein Dienstjunge.

Zu „rechts“ und „links“ stockten die Einfälle; die Antwort kam einige Zeit später in Form der beschriebenen Wahnidee.

III.

Spontanheilung einer Katatonie.

Von Dr. **Karl Landauer**, Wien.

I. Vorbemerkungen.

Heilungen von schweren Katatonien sind Seltenheiten.[1]) Stets treten sie ohne Mitwirkung des Arztes auf und häufig ganz plötzlich. Eines Tages ist der Kranke, der bisher wie tot dalag, beweglich, nimmt an den Vorgängen der Außenwelt sichtlich mit Verständnis teil und die Symptome sind — bis auf mehr oder weniger große Rückstände — wie weggeblasen. Meist drängen dann die Geheilten und noch mehr deren Angehörige auf Entlassung aus der Anstalt und der Arzt bekommt sie fast nur bei einem eventuellen Rückfalle zu Gesicht.

Der Mechanismus der Genesung und von ihm zurückschauend der gesamten Erkrankung kommt daher kaum je zur Beobachtung. Mir wenigstens ist keine einzige, derartige Arbeit bekannt geworden. Man wird es daher entschuldigen, wenn ich an die Publikation der Katamnese Marie N.'s gehe. Trotz ihrer Unvollständigkeit. Denn einmal bin ich mir darüber klar, daß ich über die somatischen Vorgänge nichts weiß. Ich kann nur berichten, daß die Analysantin derzeit 23 Jahre alt, mittelgroß und von gesunden inneren Organen ist.

Ihre Muskeln weisen bei der passiven Bewegung eine leichte Rigidität auf; bei aktiver wird keine Erschwerung empfunden, wohl weil der Zustand seit vielen Jahren, zumindestens seit sechs (soweit liegt nämlich die schwere Psychose zurück) besteht. Besonders hervorstechend ist dieses katatonische Symptom in dem hübschen Gesicht, das hiedurch eine gewisse Starre erhält. Es erinnert, wenn ich einen Vergleich wagen soll, an die Köpfe eines Meunier, die mit breitem Messer aus der Bronze herausgeschnitten scheinen.

Die Pupillen sind gleich groß, kreisrund, reagieren auf Licht und Akkomodation ausgiebig, jedoch etwas verlangsamt.

Ferenczi[2]) hat in einer Arbeit mehrere Fälle von katatonischer Starre angegeben und sie als psychisch bedingt bewiesen. Ich glaube nun

[1]) Nach Kraeplin 13%.

[2]) Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse, Jänner 1914.

zwar auch bei dem zu beschreibenden Falle an eine psychische Bedingung der Form des katatonischen Zustandes. Ein primäres, körperliches Entgegenkommen aber glaube ich nach dem heutigen Befunde trotz Bleuler[1]) annehmen zu müssen.

Dem Psychoanalytiker dagegen dürfte die Mitteilung einiges zu bieten haben, wenngleich sie sich nicht auf eine Analyse stützen kann. Wenigstens nicht auf eine Analyse im strengen Sinne. Das, was ich erfuhr, habe ich nur in vielstündigen Gesprächen erhalten. Es handelt sich also fast ausschließlich um Bewußtes. Günstige Umstände, die im Laufe der Arbeit deutlich hervortreten werden, ermöglichen trotzdem eine reiche Ausbeute und schränken das, was wir aus unserem Wissen analoger Erkrankungen zum vollen Verständnis hinzufügen müssen, erheblich ein.

Schließlich ist noch zu sagen, daß der Weg, den unsere Patientin aus ihrer Krankheit fand, nicht der einzig mögliche war. Er ist — ich hebe dies ausdrücklich hervor — einer von vielen. Aber wir konnten hier wenigstens erkennen, wie so ein Weg aussehen kann und wie ihn die Genesende ging.

Und diese Erkenntnis, unserem geringen bisherigen Wissen gegenübergestellt, ist die Entschuldigung für die Publikation.

II. Genese der Katatonie und ihrer Heilung.

Marie war bis voriges Jahr Schauspielerin an einem Theater ihrer Muttersprache. Da sie sich aber durch die engbegrenzten Möglichkeiten ihrer Nationalität[2]) gehemmt fühlte, ging sie zum Kino über, wozu sie ihrer scharfgeschnittenen Gesichtszüge wegen besonders geeignet erschien.

Sie lebt derzeit in der Familie einer Tante, welche drei kleine Kinder zu Hause hat.

Mariens dritte Mutter ist in der Heimat zurückgeblieben. Sie steht in kaum einer Beziehung zu ihr, außer daß sie das kleine Vermögen verwaltet. Konflikte ergeben sich mit dieser wenig älteren Person derzeit nicht, da Marie stets mit dem zur Verfügung stehenden Gelde auskam.

Mariens Mutter starb bei der Geburt. Der um ein Jahr ältere Bruder wurde damals zu den Großeltern gegeben. Sie hat ihn seither kaum gesehen und nur einmal griff er unliebsam in ihre Geschicke ein, als die Tilgung seiner Schulden die Vermögenslage ihres Vaters verschlechtern half. Damals wanderte er aus und sie hört kaum mehr von ihm. Ein Jahr nach dem Tode der ersten Frau heiratete ihr Vater zum

---

[1]) „Dementia praecox oder Gruppe der Schizzophrenien". Deuticke 1911. (Abschnitt: Theorie d. kataton. Sympt.)

[2]) Es handelt sich um eine der großen Nationalitäten Österreich-Ungarns, die außerhalb der Doppelmonarchie keine Stammesgenossen hat.

zweitenmal. Diese Ehe dauerte bis zu Mariens 15. Jahre. Nach wiederum einem Jahr heiratete ihr Vater zum drittenmal eine bedeutend jüngere Frau, die sehr schön und kokett war. Hier begann das Elend der Familie: Der damals schon tief in den Fünfzigern stehende Mann, in der steten Angst, seine Frau an jüngere, potentere Konkurrenten zu verlieren, hoffte sie durch pekuniäre Machtmittel an sich zu fesseln, sie, die einmal rücksichtslos geäußert haben soll, sie habe ihren Mann nur des Reichtums wegen geheiratet. In der Folge spielte er an der Börse, verlor sein Vermögen und mußte nun noch erfahren, daß ihn seine Frau betrüge. Das war zuviel! Eines Nachts um 11 Uhr machte er seinem Leben durch einen Schuß in die linke Schläfe ein Ende.

Durch den Knall aufgeschreckt, stürzte die Siebzehnjährige herbei, ergriff die Pistole und verletzte sich durch einen Schuß an derselben Stelle. Die zu Hilfe eilenden Leute fanden sie lachend, und mit starrem Gesichtsausdrucke im Zimmer herumspringend, immer vor sich hinsingend: „Tot ist er! Tot ist er! 11 Uhr!“ Sie wurde in ein Sanatorium gebracht und verblieb dort acht Wochen, stets in demselben Zustande: Kein Wort sprechend, starr im Bette liegend, vor sich hingrinsend und ab und zu summend: „Tot ist er! Tot ist er! 11 Uhr!“ — Mit einem Schlage war der Zustand behoben und Marie kehrte, von da ab gesund, ins Leben zurück.

Gezwungen, sich einen Beruf zu erwählen, ging sie mit 18 Jahren in die nahe Großstadt zum Theater. Sie lebte sehr zurückgezogen und hatte keine Verehrer. Als sie in den Sommerferien kurz vor Vollendung ihres 19. Jahres nach Hause kam, suchte sie auch „ihren väterlichen Freund“, den mit ihrem Vater fast gleichaltrigen Hausarzt, einen Juden, auf. Charakteristisch für ihr Verhältnis zu diesem Manne war, daß sie zu ihm „Sie“ sagte, während er sie duzte. Trotz der Gegenwart ihrer Mutter setzte sie sich ihm „wie früher“ auf den Schoß und hatte eine Riesenfreude, als sie merkte, daß er hiedurch sexuell gereizt wurde. Andern Tages kam sie, obwohl nicht ermuntert durch ihn, erneut auf sein Zimmer. Diesmal allein. Wieder setzte sie sich ihm auf den Schoß und, obgleich gewarnt von ihm, reizte sie ihn durch Streicheln, Kitzeln, usw. Es kam zum Verkehr. Seitdem ist sie stets mit ihm auf gutem Fuße, sieht ihn jedesmal, wenn sie die Heimat aufsucht; zum Verkehre dagegen kam es nur noch wenigemal im Anschlusse an den ersten. Bei späteren Besuchen zu Hause niemehr.

Sie gibt ohne weiteres zu, daß sie ohne besondere Neigung zu eben diesem Manne sich ihm hingegeben habe. Sie sei schon lange schrecklich neugierig auf den Verkehr gewesen, habe sich nur aus Vernunft bis dahin so zurückhaltend benommen, da sie wußte: Wenn sie erst einmal angefangen, würde sie es toll treiben.

Bis dahin hatte sie sich auf eine allerdings exzessive Onanie beschränkt.

In der neuen Saison änderte sie ihr sexuelles Verhalten: Sie hatte nunmehr stets einen Freund, immer nur Juden, hatte ab und zu noch nebenher oder zwischendurch ein „Pantscherl". Vor einem ausgesprochenen Dirnenleben bewahrte sie bisher wohl weniger ihr Verstand, als ihr Glück, das allerdings seine tiefere psychologische Begründung in ihr hat.

Damals gewann sie auch eine Freundin, eine Kollegin. Trotz wiederholter Aufmunterung von dieser, wie von anderer Seite kam es jedoch nie zum homosexuellen Verkehr. Die Freundin starb an den Folgen eines kriminellen Abortus. An ihre Stelle trat die um zwei Jahre jüngere Schwester Margarete.

Margarete bildete sich am Konservatorium für Harfe aus. Sie ist eine zierliche, wenn auch nicht sonderlich hübsche, sehr kindlich aussehende Person. Ihr Freund Bubi, mit dem sie durch drei Jahre ein Verhältnis hatte, zog sich, als dieses Folgen zeigte, in ziemlich ungeschickter Weise zurück. Margarete begab sich nach Wien, wo ein Arzt wegen Schwangerschaftsnephritis den Abort einleitete. Schon vorher hatte Margarete alles getan, um die Schwangerschaft zu einem vorzeitigen Ende zu bringen: Sie hatte sich gar nicht in Acht genommen: trank, tanzte, was Marie furchtbar erregte und sogar einen Bruch zwischen beiden Freundinnen herbeiführte. „Ich kann gar nicht begreifen, daß man sich kein Kind wünscht. Ich würde alles tun, um eines zu bekommen und bin jedesmal traurig, wenn die Periode eintritt. „Einmal machte Marie mir sogar den Vorschlag, wenn ich schon nicht mit ihr verkehren wolle, ihr wenigstens ein Kind auf Döderleinsche Weise zu verschaffen."[1])

Wenn es auch weder mit ihren Freundinnen, noch sonst je zu homosexuellem Verkehre kam, fehlen doch nicht homosexuelle Handlungen. Sie legt ein deutliches Interesse an den Tag für Entblößungen bei Frauen,[2]) geht gerne ins Variété, wo sie sehr begierig ist, ob bei Tanz oder akrobatischer Aufführung von Frauen „etwas zu sehen" ist. Einmal berichtet sie mir ganz erregt, sie habe am Vortage bei einer die Schamhaare gesehen; desgleichen sitzt sie, wenn es regnet, stundenlang am Fenster eines Cafés und sieht auf die Beine der vorübergehenden Frauen. Auch hat sie es wiederholt so eingerichtet, daß sie bei ihrer Freundin, oder umgekehrt, übernachtete und dann in einem Bette mit ihr schlief, wobei sie sich immer viel herumwarf.

Ihre wichtigste homosexuelle Betätigung aber ist folgende: Sie setzt sich in ein mondaines Café. Läßt sich am Nebentische eine Frau nach ihrem

[1]) An die Abtreibung knüpft eine Anzahl von Träumen an, die ebensowenig wie die übrigen Träume beträchtliche Aufschlüsse brachten. — Seither führt Margarete ein dirnenhaftes Leben.

[2]) Man beachte den starken Schautrieb.

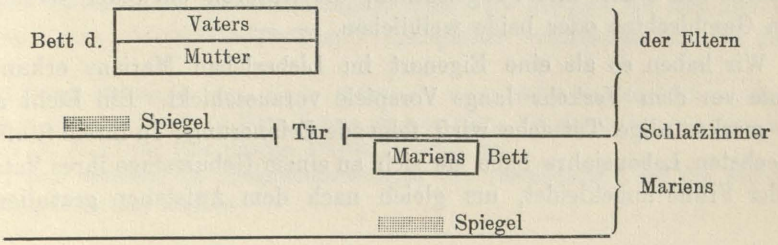
Geschmacke nieder, so fixiert sie sie so lange, bis diese aufmerksam wird und spielt mit ihrer Zunge sichtbar zwischen ihren Lippen. Merkt sie, daß die Frau reagiert, so wird sie stets sehr stark sexuell erregt: „Ich muß es mir dann immer so einrichten, daß ich dann gleich zu einem Mann kommen kann; ich bin dann immer ganz verrückt.“ (Man beachte hier die Geschicklichkeit, mit der die homosexuelle Erregung stets in heterosexuelle Geleise gelenkt werden kann.)

Hier fügen sich zwanglos die anderen Vorbereitungsspiele des Verkehres ein: Eines haben wir schon bei der Szene mit dem Hausarzt kennen gelernt. Sie sucht den Mann aufs höchste zu reizen, schiebt den Akt möglichst lange hinaus und wehrt immer und immer wieder den Mann ab. Je erregter der Mann ist, desto größere Freude hat sie. Nicht etwa wegen der zu erwartenden höheren Potenz; nein, rein die Erregung des Mannes zu beobachten und ihn durch das Hinausziehen zu quälen, schafft ihr Lust. Bei den Vorbereitungszeremonien spielen einige eine große Rolle, die dem Psychoanalytiker als Symbole männlicher Sexualbetätigung wohl bekannt sind: z. B. ins Ohr oder in die Nase zu blasen, aktive Zungenküsse u. dgl.

Eine große Rolle spielen die sexuellen Phantasien, nicht nur als Vorlust, sondern auch als Hauptlust. Ist nach einer der oben beschriebenen Kaffeehausszenen kein Freund zur Hand oder hat sie zu Hause einer pikanten Lektüre gefrönt, so greift sie zur Onanie. Sie legt sich dann meist so ins Bett, daß sie den Vorgang im Spiegel beobachten kann und onaniert mit der rechten Hand, auf der linken Seite liegend. Auch beim Verkehre spielt die linke Seite und der Spiegel eine wichtige Rolle; sie bevorzugt diese Lage gegenüber der normalen sowohl wie der oben, zumal wenn sie den Verkehr im Spiegel beobachten kann.

Wie man sieht, ist der Schautrieb aufs äußerste entwickelt. Dies geht so weit, daß sie noch heute manchmal dem Zwange nicht widerstehen kann, nachts aufzustehen und am Schlafzimmer von Onkel und Tante zu lauschen — wie sie mit Bedauern berichtet, bisher vergebens.

Ohneweiters gibt sie zu, daß sie schon als Kind mit großer erregter Neugier gehorcht habe, was zwischen ihren Eltern vorging. Das elterliche Schlafzimmer hat sie zwar niemals geteilt, dafür aber bei geöffneter Tür im angrenzenden Zimmer geschlafen. Aufgefordert entwirft sie folgende zu erwartende Skizze.



Man wird sofort erkennen, daß es sich bei ihren Schaugelüsten um das Bestreben handelt, jene Szenen, die sie im elterlichen Schlafzimmer belauscht hat und die sie in ihr 4. bis 5. Lebensjahr datiert, immer wieder zu reproduzieren. Nicht verständlich aber erscheint zunächst, wieso sie jene traumatischen Szenen schon in der 20. Stunde ungefähr ohne nennenswerte Widerstände erzählt, während wir doch sonst gewohnt sind, hier einer sehr starken Zensurschranke zu begegnen.

An dieser Stelle wird eine Bemerkung über das Verhältnis von Marie zu mir am Platze sein. Schon nach wenigen Minuten der ersten Unterhaltung zeigte sich eine sehr starke positive Übertragung. Ich war hiezu ein sehr geeignetes Objekt. Vereinigte ich doch zwei äußerst günstige Bedingungen in mir: Den Juden und den Arzt. Des Juden wird im Zusammenhang mit dem Kastrationskomplexe noch ausführlich zu gedenken sein. Die Bedeutung des Arztes ist ihr — und wohl auch uns — ohneweiters durch den ärztlichen, „väterlichen Freund" erklärt.

Des ferneren bereitet ihr das Erzählen und vor allem das Verweilen auf jenen infantilen Erlebnissen eine große libidinöse Befriedigung; sie hat öfters dabei Pollutionen und greift nach den Erzählungen des abends häufig zur Onanie. Ja ich beobachtete sogar einmal, wie sie sich während des Erzählens durch Reiben der Brust an dem hohen Tischrande erregte.

Schließlich aber glaubt sie, da sie mein Interesse erkannt hatte, meine Liebe oder wenigstens ein Kind von mir auf diese Weise erlangen zu können.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu den belauschten Szenen zurück! Wir wissen aus vielfacher Beobachtung, daß die Kinder den Koitusakt der Eltern als eine Raufszene auffassen und sehen dies als eine Wurzel sadistischer und masochistischer Betätigung an. Es wird uns also nicht wundern, von Marie zu hören, daß sie reich ist an Erscheinungen des sado-masochistischen Komplexes. So schwelgt sie in Phantasien von Prügelszenen, wobei sie sowohl den aktiven wie den passiven Teil übernehmen kann und wobei heute (d. h. seit ihrer Genesung) meist ein Mann den andern Part übernimmt. Auch phantasiert sie nicht selten, daß sie geschlagen werde. Wer die Exekution vollzieht, wird jedoch nicht bewußt. Wieder anderemale ist sie nur Zuschauerin von Rauf- und Prügelszenen, die Aktoren entweder verschiedenen Geschlechtes oder beide weiblichen. — — —

Wir haben es als eine Eigenart im Liebesleben Mariens erkannt, daß sie vor dem Verkehr lange Vorspiele vorausschickt. Ein Licht auf diese merkwürdige Tatsache wirft folgende Erinnerung: In ihrem fünften bis sechsten Lebensjahre habe sie sich an einem Geburtstage ihres Vaters in aller Frühe angekleidet, um gleich nach dem Aufstehen gratulieren

zu können. Da im Nebenzimmer alles still war, habe sie hineingelugt und das Bett ihres Vaters leer gesehen. Ihre Mutter[1]) dagegen sei im Bette bei einem Spiegel aufgesessen und habe sich gepudert, sodann ihr Genitale gewaschen, sich kokett zurechtgelegt und habe sich dann schlafend gestellt. Hierauf sei ihr Vater, nur mit Hemd und Unterhose bekleidet, ins Zimmer gekommen, und habe die Mutter durch Küsse geweckt. Sie hätten dann miteinander verkehrt. Marie selbst aber sei wütend fortgelaufen und sei an diesem Tage nicht zu bewegen gewesen, den Vater zu beglückwünschen.

Ich kann nicht umhin, hier die Vollständigkeit der Analyse — soweit überhaupt diese Beobachtung den Namen Analyse verdient — anzuzweifeln.

Marie hat mir wiederholt erzählt, daß eine, diesem Vorgange sehr ähnliche Szene in einem obszönen Buche „Die Memoiren einer Tänzerin" vorkommt. Ich konnte nun leider nicht in den Besitz dieses Buches gelangen, trotzdem Marie mir wiederholt versprach, es mir zu bringen, und die Angaben, sowie die Ähnlichkeiten mit anderen Vorgängen nicht überprüfen. Dagegen verdanke ich der Liebenswürdigkeit Dr. Nepalleks die Kenntnis eines Buches „Aus den Memoiren einer Sängerin" (2 Teile, Boston, Renigald Chesterfield), das ganz auffällige Ähnlichkeiten mit den Erzählungen Mariens zeigt. Die Szene am Geburtstagmorgen findet sich I. Teil, pag. 16 bis 35, mit den wichtigsten Details (Verhalten der Mutter, Spiegel usw.) wieder, jedoch ist sie hier ins 14. Lebensjahr des Mädchens verlegt. Auch fehlt die von Marie erzählte Reaktion auf das Kind. Von sonstigen Analogien möchte ich noch hervorheben: die Onanie vor dem Spiegel (I. Teil, pag. 139) und auf Seite 132 des I. Teiles den Satz: „Alle (sc. Frauen) genießen .... aus Freude an der Wollust des Mannes". Wir haben also Grund anzunehmen, daß tatsächlich manches aus Mariens Berichten jenem Buche nachgebildet ist. Wir vermögen jedoch die große Wirkung, die diese Szene auf Marie gemacht hat, nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, daß tatsächlich ein ähnliches Geschehnis im Leben Mariens sich ereignet hat und verdrängt wurde, für die jene Szene im Buche die willkommene Deckerinnerung abgab. Wir begegnen hier dem für Marie so charakteristischen Identifikationsmechanismus. Eben die Leichtigkeit, mit der er gehandhabt wird, ermöglicht hier Dinge, die anderwärts stark verdrängt sind, ins Bewußtsein zurückzubringen. Und dort können sie sich halten, da immer eine (wohl unbewußte)[2]) Erkenntnis vorhanden ist, daß das

[1]) Unter Mutter ist hier, wie im folgenden, wenn nichts ausdrücklich erwähnt wird, stets die zweite Frau ihres Vaters zu verstehen, die sie auch tatsächlich bis zu ihrem 14. Jahre für ihre richtige Mutter gehalten hat.

[2]) Man bedenke, die Symptomhandlungen der Titeländerung und des wiederholten Vergessens des Buches.

Geschehnis nicht wahr sei. Wir können jedoch hier, wo es nicht auf therapeutische Zwecke ankam, ruhig wie mit einer, aus dem Unbewußten geholten Erinnerung arbeiten. — — —

Ich habe im Vorhergehenden die Betonung gelegt auf gegenwärtige Identifikation mit der Mutter. Dies war aber nicht immer der Fall. Vielmehr ging dem jetzigen Zustande eine Epoche fast völliger Gleichsetzung Maries mit dem Vater voraus, nämlich die Zeit der Psychose. Wir haben den Vorgang, der sie in die schwere Erkrankung stürzte, bereits kurz angegeben. Es war der Selbstmord des Vaters. Damals war es, als sie sich an derselben Stelle, mit derselben Pistole verletzte, mit der ihr Vater den tödlichen Schuß auf sich abgegeben hatte.

Aus der psychiatrischen Krankengeschichte des Sanatoriums,[1]) in dem Marie untergebracht war, ist natürlich von all dem nichts zu lesen. Hier findet sich nur, daß Marie während der ganzen acht Wochen in unveränderter Lage im Bette gelegen sei: Den Körper ganz steif, den Kopf in jener bekannten, rechtwinkligen katatonischen Abhebung von der Unterlage. Es bestand wächserne Beweglichkeit. Auf Fragen wurde nicht reagiert, überhaupt sprach sie nicht, sang nur manchmal lachend vor sich hin: „Tot ist er! Tot ist er! 11 Uhr". Über den Wundverlauf finden sich mehrfach Notizen, die beweisen, daß er völlig normal war und ohne Fieber einherging.

Auch nach ihrer plötzlichen Genesung konnten die Ärzte nichts über die inneren Vorgänge jener Zeit erfahren. Selbst meinen Fragen gegenüber verharrte Marie lange Zeit in ihrem Stillschweigen, das um so seltsamer war, als sie bereits die Vorgeschichte und das zweite Trauma, das zur Heilung führen sollte, des ausführlichen besprochen hatte. Nicht etwa, daß jene Geschehnisse alle unbewußt waren oder wurden. Wir wissen über den Grund des langen Widerstandes nur zu sagen, daß sie den Bericht mit dem Ausrufe schloß: „Ich schäme mich so! Jetzt bin ich ganz nackt vor Ihnen!"[2])

Jene acht Wochen sind ausgefüllt mit Phantasien, in denen sie sich im Verkehre mit ihrer Mutter sieht. All die Kleinigkeiten des Alltages werden wieder an der Seite „meiner schönen Mami"[3]) durchlebt.

Es wäre eine Arbeit für sich, bei all diesen libinöse Wurzeln andern Leuten klar zu legen, Marie nämlich sind sie völlig selbstverständlich. Sie ist es, die mich spontan auf die zahlreichen Symbole der Genitalien aufmerksam macht, sie, die mir in tausenderlei Verrichtungen die Bezie-

[1]) Ich verdanke der liebenswürdigen Vermittlung Mariens eine Abschrift des Krankenblattes.

[2]) Man wird später ersehen, wie charakteristisch jene Worte für die starke Verdrängung des Zeigetriebes sind.

[3]) Auch andere Frauen spielen eine Rolle; so besonders die Großmutter (Mutter der Mutter). Diese ist stets Störerin sexueller Lust, was aus einer später erwähnten Deckerinnerung klar wird.

hungen zum Koitus, aber auch zur analen Verrichtung und dem Saugakt dartut. Besonders häufig sind auch sadistische Spiele, die sie an der Mutter vollzieht. Eines für viele sei als typisch hergestellt:

„Ich fahre mit dem kleinen Finger der rechten Hand in das mütterliche Genitale und reiße mit einem Ruck die Bauchwand bis zum Nabel auf, und heraus springe ich; ich bin aber so klein wie dieser Finger" (sie zeigt ihren kleinen Finger vor).

Eines ist auffällig und ihr, die sonst ein so tiefes Verständnis für Symbolik, Traum und Phantasie zeigt, völlig unerklärlich: „Wieso habe ich nie vom Vater phantasiert? Ich wollte doch sterben, um bei ihm zu sein." Erst auf meinen Einwurf, daß sie doch bei der Mutter weilte, erkennt sie den Grund ihres seltsamen Freudenausbruches: „Tot ist er!" Endlich waren ja die unbewußten kindlichen Todeswünsche gegen den Vater in Erfüllung gegangen; nicht mehr also wird er sie stören im Besitze der schönen Mami. Jetzt wird ihr auch klar, warum sie an jenem Geburtstage ihm nicht gratulieren konnte. Wie hätte sie ihm auch Glück wünschen können, ihm, der fern sein und immer fern bleiben sollte.

Für den Haß des Kindes gegen den Vater ist vielleicht folgende Geschichte aus dem siebenten Jahre ganz charakteristisch: Marie war bei den Großeltern zu Besuch auf dem Lande. Wegen eines Streiches[1]) wurde ihr gedroht, man schicke sie zum Vater nach Hause. Dies war ihr so entsetzlich, daß sie beschloß lieber zu sterben. Sie entfernte sich vom Hofe und hielt sich, da ihr der Mut fehlte, sich in den nahen Fluß zu stürzen, $1^1/_2$ Tage splitternackt im Schilfe auf, denn ihre Kleider[2]) hatte sie an ihrer statt ins Wasser geworfen. Trotzdem sie die Rufe der Suchenden hörte, kam sie nicht hervor und ertrug geduldig den Hunger. In der zweiten Nacht schlich sie sich ins Haus und kletterte in ihr Parterre gelegenes Schlafzimmer. In aller Frühe erhob sie sich, legte sich in die Hütte des großen Hofhundes, der sofort zu bellen begann, ihr aber, trotzdem er sehr bissig war (was sie wiederholt betont), nichts zu Leide tat. Ihr Vater, der auf die Nachricht von ihrem Fehlen aus der Stadt herbeigeeilt war, zog sie hervor und herzte sie, und sie wurde nicht bestraft.

Durch viele Jahre hatte der Haß unbewußt geschlafen. Sie hatte ihn sogar soweit vergessen, daß sie nach dem Tode der Mutter an deren Stelle hatte treten wollen; ganz und gar hatte die Fünfzehnjährige das Hausmütterchen gespielt, so gut, daß ihr Vater sie oft zum Scherze „sein Frauerl" nannte. Da fiel der erste Schlag: Ihr Vater verließ sie und heiratete die andere, die ihr deshalb vom ersten Tage ab verhaßt war. Aus der Hausfrauenstelle verdrängt, bemühte sie sich, ihrem Vater im

[1]) Worum es sich handelte, ist unbewußt.

[2]) Man beachte die Gleichung: Kleider = Ich, deren später noch öfter zu gedenken sein wird.

Bureau behilflich zu sein und suchte sich wenigstens hier unentbehrlich zu machen. Aber Enttäuschung auf Enttäuschung brach herein! Er, der Reiche, Große hatte Unglück an der Börse und schließlich betrog ihn seine Frau ganz offenkundig. Ihr Heros Vater war lächerlich geworden! Marie will selbst ihm mit geheuchelter Naivität einen Beweis in die Hand gespielt haben. Hoffte sie noch, daß er zu ihr zurückkehre? Ein Schuß, der 11 Uhr nachts im Bureau fiel, zeigte ihr, daß er sie auf ewig schnöde verlassen hatte. Und jetzt setzt sie sich an des Vaters Stelle, jenes geliebten Vaters ihrer Jugend. Als Vater kehrt sie zurück zu ihrer Kindheit, zu ihrer schönen Mami.

Wir haben mithin zwei Funde erschlossen, die wohl geeignet sind, uns das Rätsel von Mariens Psychose zu lösen:

1. den Haß gegen den Vater,[1])
2. die Liebe zur Mutter.

Beim Tode des Vaters besteht ein gewaltiger unbewußter Konflikt zwischen Liebe und Haß dem Vater gegenüber. Dem Konflikte entzieht sich Marie, indem sie sich mit dem Vater identifiziert. Damit regrediert sie auf Mechanismen, die der frühesten Kindheit eigen sind und vom Narzißmus ausgehen (Freud[2]). Diese Identifikation kommt jetzt aber dem Hinwegschaffen des Vaters gleich. Anstatt die Trauer zu erledigen, was Sache der Liebe wäre, läßt sie die Liebe im Stich und greift auf die primitive für den Narzißmus charakteristische Form der Objektwahl (Freud[2]) und Tausk[3]). Damit setzt sie Haß und Liebe in ihre einheitliche narzistische Vorstufe (Freud[2]) um.

Diese Erkenntnis ermöglicht es uns, diesen Fall mit unserer Auffassung (Freud[2]) der gesamten Dementia praecox in Deckung zu bringen:

Mariens triumphierender Aufschrei „tot ist er" entspricht einem Sieg des verdrängten Hasses, geht also von der Objektstufe aus (Überrest aus der Zeit der Gesundheit). Das Symptombild des Totseins entspricht der narzistischen Identifikation (Regression). In ihren Phantasien vollzieht sie von der narzistischen Stufe aus eine erneute Objektwahl und zwar eine homosexuelle, die sich nicht geeignet zeigt, Marie den Anforderungen des Lebens anzupassen (Mißglückter Heilungsversuch).

[1]) Vgl. zu dem immer wiederkehrenden Ausruf „11 Uhr" die Tagebuchstelle Leonardo da Vincis „Adi 9 di Luglio 1504 macoledi a ore 7 mori Ser Piero da Vinci, notalio al palazzo Potestà, mio padre, a ore 7. Era d'età d'anni 80, lasciò 10 figlioli maschi e 2 femmine". (Zitiert nach Freud, Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci), sowie die dort aus der Wiederholung des „a ore 7" gezogenen Schlüsse, die auch auf unseren Fall völlig zutreffen.

[2]) Meist mündliche Mitteilungen und aus Diskussionsreden, die in der Wiener psychoanalytischen Vereinigung gehalten wurden.

[3]) Auf die Bedeutung des Identifikationsmechanismus für den Charakter des Narzißmus und die Vorbereitung der Objektwahl hat zuerst Tausk in einem auf dem Münchener psychoanalytischen Kongreß gehaltenen Vortrag hingewiesen.

Jedoch ist die Identifikation mit dem Vater — selbst während der Psychose — nicht die einzige: Marie spielt die Tote.

Aber auch die Mutter ist ja tot. Sie identifiziert sich auch mit ihr. Eben hier muß die Heilung einsetzen: Das Überwuchern jenes sekundären Komplexes, der im Vater des Partner der sexuellen Genüsse sucht und zu dem heutigen noch immer vorwiegend narzistischen Sexualleben führt. Wieder läßt uns die Krankengeschichte im Stich. Sie besagt nur, daß Marie wegen Selbstmordgefahr auf dem Schwerkrankensaale lag. Eines Morgens habe sie plötzlich mehrfache Versuche gemacht, das Bett zu verlassen. Kurz darauf habe sie mit dem Arzt völlig zusammenhängend gesprochen, allerdings keinen Grund für einen erneuten Selbstmordversuch gewußt. (Nur nach einem solchen war offenbar geforscht worden.) Von da ab sei das Benehmen normal gewesen.

Marie aber hilft uns sofort weiter. Auf die Frage, mit wem sie das Zimmer geteilt habe, berichtet sie folgende Szene:

„Im Bette nebenan lag eine sehr erregte Kranke, die immer fortlaufen wollte. An dem Morgen, wo ich gesund wurde, raufte sie sogar mit der Pflegerin. Da sprang ich auf und wollte auch fortlaufen, aber die Pflegerin hielt mich. Ich muß damals Fieber gehabt haben, denn mir war ganz heiß.“ [1])

Von der Pflegerin weiß Marie noch zu berichten, daß sie groß war. Lachend fügt sie hinzu: „Sie hatte auch einen Anflug von Bart“.

Damit wird Marie (und auch wohl uns) die Identifikation mit einer Frau klar: die Raufszene mit dem Mannweib Pflegerin zeigt sie deutlich: Hier ist Marie wieder Frau, wieder die Mutter.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sich in Marie die Wendung (wohl schon längere Zeit) vorbereitet hatte und daß das berichtete Erlebnis nur den äußeren Anlaß zur Genesung gab. Es ist also nicht das wirkliche Trauma. Wohl aber zeigt es uns paradigmatisch, wie jetzt die Symbole des erlauschten elterlichen Koitus verwertet werden. Sie identifiziert sich nicht mehr einzig mit dem Vater sondern auch — u. zw. in der Hauptsache — mit der Mutter. Sie ist damit noch immer in der narzistischen Objektwahl und beim Narzißmus geblieben.

Wenden wir uns zunächst den Überresten der Psychose, der Identifikation mit dem Vater, zu: Gefördert wird dieses Weiterbestehen dadurch, daß der Partner in der Raufszene eine Frau, wenn auch ein Mannweib, ist. So wird uns das leichte Gelingen der Umschaltung vom Homo- zum Heterosexuellen bei Marie klar.

Eine wichtige Erleichterung bietet ihr, der Christin, hiebei die Wahl der Liebesobjekte, die — wie gesagt — stets Juden sind. Daß es sich

[1]) Das Krankenblatt versichert das Gegenteil. Hingegen besteht bei Marie zu Zeiten sexueller Erregung starkes Hitzegefühl, wie ich selbst bei Mariens Onanie am Tischrande beobachten konnte.

hier um einen Kompromiß zwischen Männern und Kastrierten = Frauen handelt, zeigt der Ausspruch: „Wer beschnitten ist, ist zur Hälfte kastriert.“[1][2]) Wie schon in früher Kindheit das Weib von ihr als kastrierter Mann betrachtet wird, ersieht man aus folgender Deckerinnerung des 3. oder 4. Jahres:[3])

„Ich liege mit meinem Onkel, der nur um ein bis zwei Jahre älter als ich ist, im Bette. Ich habe kurz geschorenes Haar, das ich aber in Wirklichkeit nie getragen habe. Meine Großmutter steht dabei und schimpft. Sie mochte es nie leiden, daß ich beim Onkel lag.“[4])

In diesem Zusammenhang wird auch eine Sendung klar, die ich eines Tages von Marie erhielt: Es handelte sich um einen Zeitungsausschnitt folgenden Inhaltes: Ein Mann habe sich einer Nasenoperation unterzogen, späterhin jedoch die beteiligten Ärzte, obwohl der Eingriff gelungen war, in gemeinster Weise beschimpft und auch sonst geschädigt. In tiefster Entrüstung schloß das Blatt, daß der Mensch verhaftet sei und bald einer gerechten Strafe zugeführt würde. Marie verstand den Unglücklichen besser. Auf dem Rande fand sich die lakonische Bemerkung: „Ich möchte Ihnen stückweise den Penis abbeißen.“

Ich will an dieser Stelle noch mit einigen Worten auf das merkwürdige Verhalten Mariens der Symbolik gegenüber eingehen. Mit einer Selbstverständlichkeit beherrscht sie die sexuelle Bedeutung, man kann wohl sagen, der ganzen Umwelt. Sie ist sehr erstaunt, daß ich mich über diese ihre Kenntnis wundere und kann z. B. bei dem letztgenannten Falle gar nicht begreifen, wieso das nicht die ganze Welt sieht. Wir werden da unwillkürlich an eine Bemerkung Bleulers erinnert, daß der Schizophrene gar nicht ahne, daß er Unsinn spreche. Er findet den tieferen Sinn seiner Sprache so klar, daß er es nicht für der Mühe wert hält, sich anders, gemeinverständlich, auszudrücken. Ist nun Mariens Kenntnis nur ein Beispiel jener allgemeinen Tatsache? Besitzt sie diese nur als Katatonika oder handelt es sich um eine individuelle Eigenart Mariens? Häufig finden wir derartige, wenn auch wohl nie so weitgehende Einstellung zur Symbolik bei gesunden Leuten, die große Freude am Witz, zumal am obszönen, haben. Dies trifft auf Marie nicht zu. Sie bevorzugt vielmehr die ernste Unterhaltung.

Einen Fingerzeig gibt uns hier wohl die Gleichung Kleider = Ich, die wir in einer Jugenderinnerung fanden. Damals hatte Marie offenbar in bewußter Identifikation ihre Kleider, d. h. einen Teil ihres

[1]) Fast wörtlich so auch eine Patientin mit starken homosexuellen Neigungen, die ebenfalls Christin, nur jüdische Liebespartner hatte.

[2]) Auch hat Marie eine große Freude daran, daß man allgemein wegen ihres Namens glaubt, sie sei Jüdin. Ferner hat sie, die von klein auf völlig ungläubig ist, wiederholt erwogen, zum Judentume überzutreten.

[3]) Eine ganz analoge bringt obige Patientin.

[4]) Vergleiche die Rolle der Großmutter in den Phantasien während der Psychose.

Ichs, an Stelle ihres Ichs geopfert. Nun ist aber bei Marie der Identifikationsmechanismus — wie überhaupt der Narzißmus, für den er charakteristisch ist — bewußt. Bewußt identifiziert sie fast jeden Gegenstand mit sich oder wenigstens mit dem wichtigsten Teile ihres Ichs, dem Genitale.

Dr. Rank macht mich nun, wie mir scheint mit Recht, darauf aufmerksam, daß wir es in diesem Falle, wo das symbolisch Auszudrückende noch bewußt ist, gar nicht mit Symbolen, sondern mit deren Vorstufen (der Identifikation) zu tun haben.

Und um derartige Vorstufen (leider fehlt uns hiefür ein passender Terminus) handelt es sich bei Marie und wohl auch bei all jenen Schizzophrenen, die sich analog verhalten.[1])

Ohneweiters ist klar, wie sehr uns eben dieser Umstand unsere vorliegende Arbeit erleichtert, ja überhaupt erst ermöglicht hat. Einmal war es uns nie nötig, eine Erklärung, die Skeptiker dann als eine Beeinflussung ansehen könnten, zu geben, dann aber brachte sie uns ganz unverhüllt sexuelle Jugenderinnerungen. Da, wo wir sonst gewohnt sind, scheinbar harmlose Deckerinnerungen in monatelanger Arbeit ihrer Umkleidung zu berauben, bringt sie nackte Tatsachen.[2]) Trotzdem bleibt unsere Arbeit sehr lückenhaft.

Denn, während als treibende Kraft zur Identifizierung mit dem Vater der Haß gegen diesen erkannt wurde, fehlen hier der Mutter gegenüber die feindseligen Gefühle. Dies dürfte aber nur scheinbar sein; in Wirklichkeit wird wohl eine beträchtliche Lücke unseres Wissens über Marie vorliegen. Die Haßregungen müssen äußerst stark verdrängt sein. Hat doch Marie sogar alles, was mit der Krankheit und dem Tode der Mutter zusammenhängt, vergessen und beantwortet die Frage nach der Todesursache mit einem scharf abweisenden „Ich weiß nicht". Marie will nichts wissen von ihrer Eifersucht auf die geliebte Mutter und nichts von ihren früheren Todeswünschen gegen sie.

Um so deutlicher aber sind die Konsequenzen der Mutteridentifikation sichtbar, jene sekundären Gebilde, die manchmal wie normale Objektwahl imponieren, häufiger autoerotischen Charakter haben. Diese Art des Aufbaues mag erleichtert worden sein durch die Tatsache, daß hier eine echte Raufszene das Symbol des elterlichen Koitus war. Immerhin aber bleibt das, was wir für die Psychose als charakteristisch erkannten, der Narzißmus mit den für ihn charakteristischen Mechanismus der Objektwahl: der Identifikation bestehen. Da jedoch

[1]) Es muß noch offen bleiben, ob diese Deutung allgemein zutrifft, d. h. ob allen Schizzophrenen der Identifikationsmechanismus bewußt ist (oder war und erst wieder sekundär — bei einem Heilungsversuch — verdrängt wurde).

[2]) Daß es sich trotzdem oft nur um Deckerinnerungen handelt, tut dem hier keinen Eintrag.

die nunmehr von ihm ausgehende sekundäre Objektwahl Marie eine Anpassung an die Realität ermöglicht, sind wir berechtigt von einer Heilung zu sprechen.

III. Der Zeigetrieb.

Im Vorhergehenden gelang es bei der Besprechung von Mariens Leben, auch Wurzeln ihres Schautriebes und ihrer Homosexualität, ihres Sadismus und Masochismus aufzudecken. Diese Triebe fanden sich ebenso wie die Anal-, Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik, ganz bewußt: als Perversionen. Eines aber fiel auf: Der Zeigetrieb, dieses fast selbstverständliche Gegenstück des starken Schautriebes, wollte sich nicht zeigen; ja es stellte sich sogar heraus, daß er äußerst kräftig verdrängt ist.

Dies erhellt am klarsten aus Mariens Stellung zur heutigen Mode. Diese ermöglicht, wie wohl ohne weiters verständlich ist, in ziemlich großem Umfange eine Entblößung u. zw. vor allem durch die Kompromißbildung des scheinbaren Verhüllens. Marie nun kleidet sich im Gegensatz zur Halbwelt, der sie gesellschaftlich nahesteht, mit mondäner Einfachheit und hält sich gleich entfernt der Entblößung (Decolletés, dünne Stoffe) wie auch deren Kontrastbildung, dem Kleiderprunk.

Als charakteristisches Detail möchte ich anführen, daß Marie meist mit aufgestellten Füßen sitzt. Wenn sie jedoch die Beine kreuzt, so geschieht dies mit so weichen und geschickten Bewegungen, daß der Rock sofort folgen kann und niemals mehr vom Beine sehen läßt, als bis zum Knöchel. Nie habe ich während der vielen Stunden unseres Zusammenseins jene so häufige kurze Entblößung der Wade bemerken können, der ein halb unwillkürliches, halb kokettes Zurechtstreifen des Rockes folgt. Eine weitere Bedeutung hat wohl auch Mariens Frisur und Hütewahl. Sie trägt stets das Haar über das Ohr frisiert. Um zu prüfen, ob meine Vermutung, das Ohr symbolisiere hier bei Marie — wie so oft —[1]) das Sexualorgan, richtig sei, machte ich einmal die scherzhafte Bemerkung, Marie habe wohl recht große Ohren zu verhüllen. Sie aber antwortete errötend: es schicke sich doch nicht, die Ohren zu entblößen.

Endlich sind noch einige Worte über Mariens Fußbekleidung zu sagen: Sie legt den größten Wert darauf, daß ihr Fuß möglichst klein erscheine, trägt aber sehr hohe Absätze. Man könnte nun diese Lust an hohen Absätzen als ein Mittel ansehen den Fuß möglichst klein erscheinen zu lassen, ist aber dann nicht im stande, die Bemerkung Mariens „etwas müsse doch die Frau haben" zu erklären; meiner Ansicht nach stellt der Absatz eine Kompensation dar für die Kastration, die in der Verkleinerung

[1]) Man möge sich hier auch erinnern, welche Bedeutung in Mariens Sexualleben das ins Ohr blasen bildet.

des Fußes symbolisiert ist.[1]) Übrigens dürfen Männer bei Marie große Füße haben.

Über die Ursachen der Verdrängung haben wir nichts Greifbares aufdecken können. Wir sind hier nur auf Vermutungen angewiesen. Dagegen ist ganz klar ersichtlich, wie sich bei Marie trotz der Verdrängung der Trieb äußert.

Zunächst liegt es nahe, ihn sowohl in jenen Szenen der Onanie vor dem Spiegel zu suchen, wie auch dann, wenn Marie sich während des Koitus im Spiegel beobachtet. Liegt doch neben der Organlust bei der Onanie beidemale nicht nur ein Sich-beschauen (im Sinne der Schaulust wie des Narzißmus) vor, sondern auch ein Sich-zeigen, eine Entblößungslust vor sich selbst. Aber gerade hier wird die Verdrängung besonders klar: Nie spricht Marie davon, sondern stets nur vom Sichbeschauen.

Auf diesen merkwürdigen Umstand aufmerksam gemacht, erhalten wir von Marie die verblüffend einfache Antwort: „Das habe ich doch nicht nötig. Ich bin doch Schauspielerin."

Auf den ersten Blick scheint Marie damit tatsächlich das Rätsel gelöst zu haben: Wenn sie auf der Bühne steht, zeigt sie sich wirklich allen Blicken. Aber sofort taucht der Einwand auf: Wenn der Zeigetrieb so wie hier einer Hemmung anheimgefallen ist, wieso bleibt dann seine offenkundige, für das sonst so schamhafte Mädchen völlig bewußte Äußerung von der nämlichen Hemmung frei? Warum tritt bei ihr keine der so häufigen Berufshinderungen ein?

Wir können dies nur verstehen, wenn der verdrängenden Kraft eine mindestens gleich starke Lust, die aus anderen Quellen geschöpft wird, entgegensteht. Dies ist tatsächlich der Fall: Wie auch schon bei jenen Spiegelszenen, haben wir es hier mit einer starken Äußerung des Narzißmus zu tun. Berauscht sich doch der über die Menge hinaus auf die Bühne gehobene Künstler ganz offensichtlich an den Erfolgen seiner Person. Allerdings bedarf er immer wieder des Beifalles eben jener Menge, die ihn versichern muß, daß sein Ich sich mit seinem Ideal-Ich[2]) (das ja auch ein Produkt der anderen Menschen ist) deckt.

Noch deutlicher wird uns jene Stellung der Schauspielerin zum Narzißmus, wenn wir uns vor Augen halten, daß ihr ganzes Schaffen

---

[1]) In einer Sitzung der Wiener psychoanalytischen Vereinigung habe ich auf diese Tatsache hingewiesen und damit die Sitte der vornehmen Chinesinnen, ihre Füße zu verkrüppeln, in Zusammenhang gebracht. (Ich muß diese Behauptung dahin einschränken, daß dies wohl die psychische Wurzel der Erhaltung der Sitte ist. Entstanden dürfte sie aus anderen Komplexen heraus sein.) Dagegen stellen die japanischen Künstler, bei denen die Exhibition keiner Verdrängung unterliegt, Frauenfüße groß dar.

[2]) Freud, Einführung in den Narzißmus (Jahrbuch VI, 1914).

auf dem Idendifikationsmechanismus basiert, d. h. auf ständiger narzistischer Objektwahl.

Halten wir uns schließlich die Ontogenese von Maries schauspielerischer Betätigung vor Augen: Einmal identifiziert sie sich ganz offenkundig mit ihrer Mutter, die sie vor dem Spiegel schauspielernd angetroffen. Anderseits liegt, wie das bei Marie gar nicht anders zu erwarten ist, auch eine Identifikation mit dem Vater vor. So berichtet sie, daß sie besonders gerne Hosenrollen spiele. Nicht aber sind es Knaben- oder Liebhaberrollen, die sie reizen. Nach einer Aufführung der „Monna Vanna" bemerkte sie z. B., daß sie gerne den Mann der Heldin geben würde. Auf meine Frage, ob nicht auch den Prinzivalli, verneint sie energisch: „Nein! Nicht den Jungen!"

Wenn Marie aber schon bei ihrer schauspielerischen Tätigkeit sich auch mit dem Vater identifiziert, ihn also letzten Endes verdrängt, wird es uns nicht wundern, dem Vater feindliche Impulse beim Spiel zu finden. Ihr Werdegang zeigt sie uns deutlich:

Wir können an allen Kindern beobachten, daß die ersten schauspielerischen Versuche der Karikatur der Eltern, also feindseliger Impulse dienen. So auch bei Marie! Sie berichtet, wie gerne sie als Kind einige Eigenheiten des Vaters, z. B. heftiges Türzuschlagen, Herumwerfen von Hut und Überrock u. dgl. kopiert habe und stets, wenn sie zur Rede gestellt wurde, sich auf das Vorbild des Vaters berufen habe.

Man könnte nun einwenden, daß das Groß-Sein-Wollen, die Identifikation mit dem Liebesobjekt allein genüge, diese Tatsache zu erklären, die außerdem noch allen Kindern eigen ist. Aber sie selbst hat erkannt, daß es sich fast stets um unangenehme Eigenschaften gehandelt hat, daß sie sich freute, wenn sie von der Mutter zurechtgewiesen wurde, und nun den Tadel auf den Vater abwälzen konnte.

Was den anderen Einwand betrifft, daß nämlich allen Kindern diese Eigenschaft zugehört, so ist zu sagen, daß das vollkommen zutrifft. Aber in einem ganz andern Sinne, als der Vorwurf gemacht wurde, nämlich, daß künstlerische Betätigung Gemeingut aller Kinder ist. Nicht der oder jener wird Künstler, sondern die meisten Menschen verlieren nur späterhin die Möglichkeit sich künstlerisch auszudrücken. Es wird wohl keinen Menschen geben, der nicht zumindesten in seiner Kindheit gedichtet hat, d. h. daß er Gedanken, die er sonst kaum in sich hätte aufkommen lassen, bewußt zu denken und zu sagen sich getraute, wenn die Sprache ihm die Récompense des Rhythmus oder Reimes gab.[1]) Auch wird man mir wohl kein normales Kind aufzeigen können, das nicht ge-

[1]) In diesem Zusammenhange läßt sich so zu sagen als Zusammenfassung der Arbeit von Dr. Weiss „Vom Reim und Refrain, Imago, Dezember 1913", die allgemein bekannte Tatsache anführen, daß jeder Künstler im Leben mehr oder weniger Kind ist.

malt oder gezeichnet, modelliert und gebaut, noch Geschichten oder Spiele erfunden hätte.

Wenn wir dies überdenken, so finden wir einen innigen Zusammenhang zwischen den Perversionen, die ja auch allen Kindern eigen sind, und künstlerischer Betätigung, was uns umso weniger überraschen kann, da beide sehr häufig in einer Person vereinigt sind. Nicht aber kennen wir vorderhand die allgemeinen Bedingungen, unter denen sich die Sexualtriebe in künstlerischer Betätigung oder vielmehr in Perversionen oder Neurosen oder Psychosen äußern müssen. Bei Marie können wir auf Grund der vorhergehenden Untersuchungen folgenden Zusammenhang annehmen:

Der Zeigetrieb wurde verdrängt. Er findet jedoch vor allem durch die Konkurrenz mit dem stark lustbetonten Narzißmus eine Betätigungsmöglichkeit in dem schauspielerischen Wirken. Die Analogie mit neurotischen, z. B. hysterischen Symptomen, liegt nahe. Auch hier betätigt sich ein verdrängter Trieb in verhüllter Form (im Falle der Hysterie mittels Konversion) jedoch nur, wenn ein Krankheitsgewinn (d. h. ein Lustgewinn aus anderer Quelle) ihm die Zensurschranke durchbrechen hilft.

Eine zweite sozial gleichgültige, aber für den Libido-Haushalt mindestens ebenso wichtige Gelegenheit dem Exhibitionsbedürfnis nachzugeben, erlangt Marie wiederum mit Hilfe des Narzißmus u. zw. vermöge der leichten Handhabung des Identifikationsmechanismus. Wir kamen wiederholt auf die Gleichung Kleider = Ich zu sprechen. Es erhellt ohneweiters, daß Marie (da die Kleider ihr Ich bedeuten) in Kleider gehüllt, ihrer Zeigelust ungestört frönen kann.

IV. Prognose.

Im Vorigen haben wir gefunden, daß der verdrängte Zeigetrieb vor allem in der, nach Art eines hysterischen Symptomes gebauten, künstlerischen Betätigung seinen Ausdruck findet. Wir haben uns nunmehr die Frage vorzulegen, ob ähnliches auch bei den anderen perversen Gelüsten Maries der Fall ist, oder ob sie wirklich den reinen Charakter kindlicher Lustgewinne an sich haben.

Bei den Schilderungen, die Marie von ihrem Liebesleben bot, war mir wiederholt aufgefallen, daß ihm etwas Zwangsmäßiges anhaftet. Sie gebrauchte sehr häufig den Ausdruck „Ich muß“ z. B.: „Ich muß manchmal, wenn ich in einem Café eine hübsche Frau sehe, mit der Zunge zwischen den Lippen spielen“, „ich muß oft meinem Freund ins Ohr blasen“ usw. Es erweckt den Eindruck, als habe man es mit Zwangsperversionen[1]) zu tun. Die Gründe hiefür sind leicht verständlich: Die kindlichen Perversionen haben sich nicht in kontinuierlicher Weise von klein

[1]) In Analogie von Ferenczis „Zwangshomoerotik“ (Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse, Jänner 1914.)

auf erhalten. Vielmehr haben sie sich lange Zeit, der natürlichen Entwicklung entsprechend, in Verdrängung befunden. Vor allem durch das Trauma, das zur Heilung der Psychose führte[1]), sind sie erst wieder ins Bewußtsein zurückgekehrt. Nicht aber sind die frühesten Betätigungen kindlicher Libido aus der Zensurschranke entwichen; höchstens Ereignisse des eigenen Lebens, die sich als Deckerinnerungen eigneten. An zweiter Stelle wurden Erzählungen anderer (z. B. des Buches: „Aus den Memoiren einer Sängerin") zu Deckerinnerungen adaptiert.

Dies ist kein für Marie allein charakteristisches Geschehnis, vielmehr beruht die ganze Heilbarkeit der Perversionen eben darauf, daß es sich bei Ihnen eigentlich um Zwangsneurosen handelt. Wären es bloße Entwicklungshemmungen, so wären sie psychoanalytisch nicht angehbar.

Es könnte demnach scheinen, daß der Fall Mariens heute dieselbe Prognose bietet, wie all die anderen Zwangsperversionen, d. h. daß sie gesund werden könnte, wenn eine tiefgründige Analyse die letzten Wurzeln ihrer Triebbetätigung aufdeckte. Voraussetzung dazu wäre, daß sie sich einer Behandlung unterziehen würde. Dazu aber besteht für Marie derzeit keine Notwendigkeit. Sie fühlt sich völlig gesund und gewährt auch, wenn man nicht tief in ihr Seelenleben eindringt, ganz den Anblick einer Gesunden. Sie leidet weder subjektiv an ihren Perversionen, noch haben sich diese je in ihrem sozialen Verhältnis als störend bewiesen. Im Gegenteil: Ihren Liebespartnern sind die kleinen Anomalien sogar sehr angenehm.

Wie sie hervorhebt, war sie nämlich in der Wahl ihrer Sexualobjekte bisher stets glücklich. Dies dürfte kein Zufall sein. Vielmehr fast allgemeine Gültigkeit beanspruchen, da leichte Perversionen — man könnte fast sagen — normal sind. Wie geschickt das Unbewußte die dazu passenden Perversionen des Partners zu erkennen weiß, zeigt deutlich ein Traum des Liebhabers der mehrfach erwähnten stark homosexuellen Patientin, der folgendermaßen beginnt: „Du lagst auf mir und hattest ein kleines Peniserl. . . ."

Eine wichtige Frage ist es aber: Werden ihre perversen Triebe, vor allem der Sadismus, sie nicht doch einmal zu verbrecherischen Handlungen verleiten, wie uns jene Bemerkung „Ich werde Ihnen stückweise den Penis abbeißen" fast fürchten läßt. Schon nach dieser Richtung hin wird die Prognose recht zweifelhaft.

Aber auch die Gefahr, Marie könnte wieder einmal bei Libidostauungen der Psychose anheimfallen, ist nicht von der Hand zu weisen. Zeigen sich die vielen sexuellen Betätigungsarten manchmal doch nicht als völlig ausreichend: Es gibt immer noch Fälle, wo durch äußere Notwendigkeit bedingt, kein Freund zur Stelle und die Onanie gerade aus-

[1]) Vgl. obige Einschränkung.

geschlossen ist. In diesen Augenblicken müssen wir vermuten, daß zunächst ein Angstanfall einsetzen werde. Das ist wirklich der Fall: Es tritt als Äquivalent der Angst Hitzegefühl und Kopfweh[1]) auf. Aber es bleibt nicht bei dem Anfall; tagelang hält der Kopfschmerz an und selbst die sexuelle Befriedigung während dieser Zeit bringt ihn nicht zum Schwinden. Hingegen spielen dann immer die Phantasien eine große Rolle; sie badet sich — wie sie sich einmal ausdrückte — in Blut und, wo sie hinsieht, ist der Vater. Außerdem ist Marie nach einem derartigen Ereignis längere Zeit verstimmt, nimmt an nichts, wie es sonst ihrem lebhaften Temperamente eigen ist, rechten Anteil. Doch hält sich all dies noch im Rahmen des Normalen. Höchstens könnte man von einer leichten Sexualneurasthenie reden: Sind doch die uns bekannten Komplexe hier angstneurotisch, das ist somatisch rationalisiert und wuchern nur dann, wenn ein körperlicher Anlaß vorhanden ist, zu immerhin noch kurzlebigen Symptomen auf.

Noch zwei prognostisch wichtige Umstände habe ich zu berichten: Es besteht bei der immissio penis ein leichter Vaginalkrampf, der jedoch nicht mit Schmerzen verbunden ist. Immerhin aber zeigt er, daß der sehr starken Libido Mariens für das natürliche Sexualobjekt eine Hemmung entgegentritt, eine psychische Hemmung, deren reichliche Gründe wir bei der Beobachtung erkannt haben. Des weitern läßt er uns erkennen, daß die Sexualbefriedigung eben doch keine vollkommene ist, daß ihre Freunde stets nur mehr oder weniger gute Surrogate für das Ersehnte sind. In diesem Zusammenhange erhält das Hinausschieben des Koitus eine neue Beleuchtung.

Ferner leidet Marie stets beim Eintritt der Menses an Krämpfen. Dabei ist sie jedesmal sehr traurig darüber, daß sie wieder nicht Mutter geworden ist. Einmal äußerte sie direkt, als sie unter diesen Schmerzen litt: „Ach wenn es nur wirkliche Wehen wären!“

Wir haben es als ein Prinzip des Heilungsvorganges im Falle Mariens erkannt, daß er eine Identifikation mit der Mutter brachte. Immer aber steht noch der letzte, wichtigste Punkt aus: Daß sie selbst Mutter werde. Ein Kind würde ihr dann auch die normale Abfuhrmöglichkeit der narzistischen Libido bieten.

So aber schwebt sie in ständiger Gefahr wieder der Psychose anheimzufallen, d. h. dem Abzug der Libido vom normalen Sexualobjekt (der Vaterimago) zu Gunsten des eigenen Ichs: Des Narzißmus.

[1]) Dessen Determination mir unbekannt ist.

Mitteilungen.

Beiträge zur Traumdeutung.

1.

Träume vom Kahlwerden.

Von **Isidor H. Coriat**, M. D. (Boston).

Im Verlaufe einiger psychoanalytischer Untersuchungen von Angsthysterie wurde meine Aufmerksamkeit auf eine Reihe von Träumen gelenkt, welche nicht nur für die Aufklärung der pathologischen Angst von Bedeutung waren, sondern auch an einen auffälligen Zug in der Simsonsage erinnerten.[1]) Ich werde zunächst die Träume und die ihnen zu Grunde liegenden, analytisch gewonnenen Traumgedanken mitteilen, und dann zu zeigen versuchen, in welcher Beziehung sie zu dem verborgenen Sinn des Mythus stehen.

Ein junger Mann litt jahrelang an einer Angsthysterie mit Schweißanfällen, heftigem Erröten und Zittern der Hände. Während der Analyse produzierte er folgenden

Traum: Es schien ihm, daß er sein Haar verliere und kahl würde; er versuchte, das Kahlwerden zu verhindern und den Haarwuchs durch ein tonisches Mittel wieder herzustellen.

Die Analyse ergab Folgendes: Seit der frühesten Kindheit hatte Patient ein Gefühl von Ängstlichkeit und Minderwertigkeit, verschuldet, wie er glaubt, durch das aufreizende Benehmen seiner Mutter gegen ihn. Infolgedessen fühlte er sich, im Verkehr mit gleichaltrigen Kameraden, immer gereizt. Um das achte Lebensjahr, als er bei verschiedenen Gelegenheiten mit einer um zwei Jahre älteren Schwester schlief, erwachte er im Laufe der Nacht mit dem Gefühl sexueller Erregung. Das führte zu exzessiver Masturbation und endlich, als er deutlich spürte, daß die Schwester seine Libido so reizte, trat eine Wendung der Masturbationsphantasien zur Homosexualität ein und später im Laufe der Reife masturbierte er mutuell mit gleichaltrigen Jünglingen. Schließlich wurde die Ablehnung gegen Mädchen unzweideutig und die Phantasien fixierten sich auf einen bestimmten Freund, eine Art von genuiner homosexueller Liebe. Um diese Zeit begannen die pathologischen Angst- und Errötungszustände im Gefolge von Versuchen, seine Homosexualität zu unterdrücken und zu verbergen. Anfangs traten die Anfälle nur in Gegenwart von Männern auf, weil er fühlte, daß sie um seine sexuellen Gedanken und Betätigungen wüßten; endlich aber entwickelten sie sich bis zu einem solchen Grade, daß sie auch in Gegenwart von Frauen auftraten, unterstützt durch das Gefühl von Scham, das sich an die seine Schwester betreffenden Sexualphantasien knüpfte. Versuche, in einer Knabenschule zu unterrichten, wurden bald aufgegeben, da in Gegenwart der Schüler ein beständiger psychischer

[1]) Buch der Richter, Kap. XIII—XVI.

Konflikt entstand und ängstliche Bemühungen, das krankhafte Erröten zu unterdrücken. Das Erröten zeigte ihm an, daß er unbewußt seine Gedanken und Äußerungen in erotischer Weise auf die Knaben richtete.

In dem Traum war er entsetzt durch die Tatsache des Haarverlustes, weil er glaubte, daß dies — in Verbindung mit dem Erröten — seine äußere Erscheinung noch auffälliger verändern würde und so dazu dienen könnte, anderen seine sexuelle Perversion zu verraten. Er hatte seit jeher Männer und Frauen mit vollem Haar bewundert, da ein starker Haarwuchs ihm immer Lebenskraft und Stärke bedeutete. Seit er fühlte, daß Menschen mit viel Haar physisch stärker und mehr selbstvertrauend — also auch sexuell anziehender — wären, verglich er sich unbewußt — zu seinem eigenen Nachteil — mit solchen Leuten (besonders seit er wirklich sein eigenes Haar verlor) und das steigerte sein Gefühl von Minderwertigkeit. Zu dieser Zeit hatte er einen Traum, in welchem er sich mit den Händen durch die Haare fuhr und sich quälte wegen der beginnenden Kahlheit (welche wahrscheinlich der Traumanlaß war). Von Bedeutung war das Gefühl, daß der Wechsel in seinem Aussehen, der durch den allmählichen Haarausfall eintrat, ein Zeichen von körperlicher Schwäche sei, verursacht durch die früher begonnenen sexuellen Verirrungen,[1]) also Masturbation und homosexuelle Phantasien. Haarfülle war im Denken des Patienten enge verknüpft mit Stärke, speziell sexueller Potenz. Kahlheit, die bei ihm ziemlich früh eintrat, bedeutete ihm daher vorzeitiges Altern und in der Übersetzung die frühe Abnahme der sexuellen Potenz. Diese Vorstellung von der Verringerung seiner Libido, die er als junger Mann wieder empfand, hatte ihre Wurzel in den Sexualäußerungen seiner Kindheit. Das im Traum verwendete tonische Haarwuchsmittel symbolisierte seinen Wunsch, den eingebildeten Verlust seiner sexuellen Kraft zu ersetzen. Der Traum stellte also seinen geheimen Wunsch nach sexueller Potenz dar.

Das zweite Beispiel ist ein Fall von Angstneurose (Angsthysterie?) als Folge des seit Jahren geübten coitus interruptus, mit der dargelegten Zwangsidee eines Verlustes der Sexualkraft, der auf die unnatürliche Art der Sexualbefriedigung zurückgeführt wurde. Während der Analyse erschien folgender

Traum: Er glaubte in einen Spiegel zu sehen und bemerkte zu seiner Überraschung, daß er ganz kahl war, obgleich er nicht älter als in Wirklichkeit (z. Z. der Analyse) zu sein schien.

Analyse: Der Patient hat reichlichen Haarwuchs. Nach seiner Meinung ist dichtes Haar nicht bloß ein Kopfschmuck, sondern auch ein Zeichen körperlicher Kraft und sexueller Männlichkeit. Er glaubt, daß Kahlheit durch sexuelle Exzesse verursacht wird, ebenso wie durch Geschlechtskrankheiten (wie Syphilis) und er fühlt, daß seine unnatürliche Art der Sexualbefriedigung in früheren Jahren, körperliche Schwäche und die Verminderung seiner Potenz verschuldet habe. Er sieht sich in dieser Meinung bestärkt durch die Tatsache, daß seine sexuelle Potenz gegenwärtig geringer ist als früher. Sein Kahlheitstraum symbolisiert also den Verlust der Potenz.

Die Beziehung der in den beiden Träumen verwendeten Symbolik zur Simsonsage ist auffallend. Simson verliert seine Kraft mit dem Verlust seiner Haare und sobald sein Haar wieder wächst, kehrt auch die Kraft zurück. Simson ist ein Symbol des zeugenden Sonnengottes der altsemitischen Mythologie, der wie Apollo, mit langem Haar dargestellt wird, und die Sonne selbst ist das Symbol der natürlichen Zeugungskraft. Diese Symbolik der Simsonsage wird von allen Forschern zugegeben, welche das Thema vom Standpunkt der vergleichenden Mythenforschung untersucht haben. Tatsächlich führt Stein-

[1]) Übrigens ein allgemeiner Volksglaube.

thal an, daß das Haar bei den Semiten als Symbol der sommerlichen Hitze galt.[1]).

Eine interessante Verschiebung und Verdichtung betrifft sowohl den Mythus als den Traum, in welchem der Verlust des Haares für den Verlust der Potenz und der Wunsch nach Haarwuchs für den Wunsch der Rückkehr der Potenz steht. Diese Träume bestätigen also neuerdings, ähnlich wie der Ödipus- oder der Nacktheitstraum, die enge Beziehung zwischen Traum und Mythus.[2]) Die psychologische Struktur und der Sinn (Wunsch) dieser beiden Träume und des Mythus sind dieselben. Ein Mythus ist ein Tagtraum, eine Phantasie und die aus allgemein-menschlichen Regungen entstehenden Traumproduktionen bilden die sog. typischen Träume. Die gleichen allgemein menschlichen Regungen führen zur Entstehung der typischen Völkermythen. Die Analyse der typischen Träume bildet daher die beste Quelle zum Verständnis der Mythen und Sagen. So liefert der Wunsch nach Wiedererlangung der normalen Potenz — der höchste Wunsch des Mannes — dessen Sublimierung zu allen möglichen anderen Wünschen führt — das latente Material zu den Kahlheitsträumen wie zur Simonsage. Diese Symbolik wurzelt im Umbewußten. Beim einzelnen führt diese unbewußte Symbolik zu Träumen, bei Völkern und Gemeinschaften zu Mythen, Sagen und Märchen. Der Mythus ist daher ein Stück des untergegangenen Seelenlebens eines Volkes (Abraham).

Simson ergab sich dem sexuellen Vergnügen und wurde darum als Symbol der Fruchtbarkeit und Zeugungskraft aufgefaßt. Steinthal führt aus: „Simsons Haar ist der Sitz seiner Kraft. Aber in der Sage ist das Haar nicht dargestellt als ein bloßes Ideal göttlicher Heiligung, sondern als die wirkliche Quelle der Kraft. So ist also in der Sage der Verlust des Haares nicht ein Symbol für den Abfall von Gott, sondern das Haar selbst ist die Kraft und es zu schneiden ist dasselbe wie die Verstümmelung der Kraft. Es muß jedenfalls in Israel eine Zeit gegeben haben, wo Haar und Fülle körperlicher Kraft eine identische Vorstellung bildeten, es war die Heidenzeit.“ Simson ist also eine symbolische Verdichtung von Haar und Energie oder Libido. Daraus folgt, daß im Traum und in der Sage nicht so sehr eine Verschiebung wie eine Verdichtung vorliegt.

Ob Simson ein Sonnenheld oder, wie andere meinen, eine historische Person ist, hat kaum Einfluß auf die psychoanalytische Deutung. Nachdem Simson durch den Verlust seiner Haare seine sexuelle Kraft verloren hatte, hat er mit Delilah nichts mehr zu tun. Es ist ferner von Interesse, daß der Name der verräterischen Delilah, die Simson seiner Stärke oder Libido beraubt, symbolisch ist und „einen schwächen oder entkräften“ bedeutet (Carus). Steinthals Deutung bringt den Namen Delilah in Beziehung mit den psychoanalytischen Ergebnissen. Nach Steinthal ist der Name eine Kombination von Astêrâ (der Göttin der Liebe) und Derketo, welche nur eine Modifikation von Astarte ist, der semitischen Mond- oder Liebesgöttin, die der griechischen Hera entspricht, dem Typus des Weibes und der Mutter. Durch einen Verdichtungsprozeß symbolisiert das „einen entkräften“ die physische Liebe, welche Simson seiner sexuellen und auch seiner körperlichen Kraft beraubt. Der Traum und der Mythus symbolisieren beide den Wunsch nach Wiedererlangung der sexuellen Kraft.

---

[1]) Abraham: Dreams and Myths, 1913. — Paul Carus: The story of Samson, 1907. — E. Renan: History of the Poeple of Israel. Vol. I. — H. Steinthal: The Legend of Samson, 1877.

[2]) Die Wiederholung der kindlichen Nacktheit mit Schamgefühl im Traum des Erwachsenen bildet die Grundlage der Sage vom Paradies.

2.

Der Nacktheitstraum des Forschungsreisenden.

Von **Dr. Theodor Reik** (Berlin).

Professor Dr. Karl von den Steinen machte in den Jahren 1887—1888 eine Expedition, um die Naturvölker Zentralbrasiliens aufzusuchen und ihre anthropologischen Differenzen, ihre Sitten und Gebräuche usw. kennen zu lernen. In seinem 1893 erschienenen Werke [1]) schildert er auch den Eindruck, den die völlige Nacktheit der Bakaïri auf ihn machte. Man beachtet sie nach einer Viertelstunde gar nicht mehr und „wenn man sich ihrer dann absichtlich erinnert und sich fragt, ob die nackten Menschen: Vater, Mutter und Kinder, die dort arglos umherstehen oder gehen, wegen ihrer Schamlosigkeit verdammt oder bemitleidet werden sollen, so muß man entweder darüber lachen, wie über etwas unsäglich Albernes oder dagegen Einspruch erheben wie gegen etwas Erbärmliches." Die Bekleidung von den Steinens und seiner Begleiter schien diesem auf primitiver Stufe stehenden Indianerstamm merkwürdig und der Gelehrte mußte es sich gefallen lassen, daß Männer und Frauen ihn zum Baden begleiteten und seine Kleider auf das genaueste untersuchten. „Für das peinliche Gefühl, das ich ihrer Neugierde gegenüber zu empfinden wohlerzogen genug war, fehlte ihnen das Verständnis."

Der Forscher erzählt nun zum Beweise, „mit welcher Schnelligkeit man sich bis in die Regionen des Unbewußten hinein" an die nackte Umgebung gewöhnen kann, einen Traum, den er vom 15. auf den 16. September und ebenso in der folgenden Nacht träumte. Er sah sich darin in der deutschen Heimat und alle Bekannten nackt wie die Bakaïri: „Ich selbst war im Traum erstaunt darüber, aber meine Tischnachbarin bei einem Diner, an dem ich teilnahm, eine hochachtbare Dame, beruhigte mich sofort, indem sie sagte: ‚jetzt gehen ja alle so'."

Wir werden annehmen, daß dieser Nacktheitstraum an Gedankengänge am Tage vorher anknüpfte, welche eine Protesteinstellung des Gelehrten gegen die Prüderie der Kulturgesellschaft verraten. (Vgl. die vorstehenden Betrachtungen des Forschers über die Nacktheit.) Anderseits konnte er selbst der Hemmungen, die sich bei seiner gelegentlichen Nacktheit (beim Baden) einstellten und deren Wirksamkeit sein Schamgefühl gegenüber den Bakaïri zeigte, nicht überwinden. An der Beobachtung der nackten Bakaïri gewann der infantile Exhibitionswunsch eine willkommene Gelegenheit, sich in der Traumdarstellung zu realisieren. (Tagesrest.) Der Kinderwunsch, sich selbst nackt zu zeigen und andere Personen nackt zu sehen, erweist sich seiner Natur nach als verdrängt durch den im Traume auftretenden Affekt. Der Träumer berichtet zwar, daß er im Traume erstaunt gewesen sei, doch der Umstand, daß eine Dame ihn „beruhigte", läßt darauf schließen, daß das Gefühl im Traume eher das des Schreckens, der Bestürzung (also ein unbewußt repräsentatives für die bewußte Hemmung) gewesen sei, das sich in der Erinnerung nach dem Erwachen abschwächte. Ein affektloses Erstaunen bedarf keiner Beruhigung; wir werden den scheinbar deplacierten Ausdruck auf den in der Erinnerung verloren gegangenen Affekt im Traume beziehen und ihn zur Deutung des latenten Trauminhaltes verwenden. Der kleine Zug, daß gerade eine hochachtbare Dame es ist, welche den Gelehrten solchermaßen beruhigt, weist auf

[1]) Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens; Reiseschilderung und Ergebnisse der zweiten Schingu-Expedition, Berlin 1893 (bei Dietrich Reimer), II. Aufl., 1897.

den sexuellen Ursprung des Nacktheitswunsches hin. Es ist noch zu bemerken, daß der Affekt im Traume durch die Versicherung, die Nacktheit sei nun eine allgemeine („jetzt gehen ja alle so"), seine schlafstörende Wirkung verliert. Die Angst wird durch den Hinweis auf den allgemein menschlichen Charakter des als „unanständig" Empfundenen entwertet.

Während von den Steinen nun keinerlei Äußerung von Schamgefühl, das sich auf die Genitalien bezog, bei den Bakaïri kennen lernte, beobachtete er ein ganz deutliches Schamgefühl bei allen Anlässen des Essens. Als er ein Stück Fisch verzehren wollte, blickten alle anwesenden Männer in peinlicher Verlegenheit vor sich nieder oder wandten sich ab. Bot er einem der Bakaïri etwas zum Essen an, so ging der Beschenkte zu seiner Hütte, um ungesehen zu essen. Es konnte in von den Steinen kein Zweifel darüber entstehen, daß er sich in den Augen der Bakaïri unanständig benommen hatte, als er öffentlich aß.

Der Forscher stellt nun eine amüsante Parallele auf, indem er fordert, wir Europäer sollten uns in die Seele eines Bakaïri versetzen, der sich vor Scham nicht zu helfen wüßte, wenn er die fürchterlich unanständigen Europäer bei einer Table d'hote vereinigt sähe. In den folgenden Zeilen zeigt von den Steinen nicht nur volles Verständnis für den Wunschcharakter des Traumes, sondern er berechtigt uns auch, seinen oben zitierten Traum als eine Darstellung verdrängter Schau- und Zeigelust anzusehen. Denn jener an eine Table d'hote versetzte Bakaïri würde sich, sagt der Forscher, rasch an die abweichende Sitte gewöhnen „und sich vielleicht in der nächsten Nacht an den Kunisehu zurückträumen, dort alt und jung gemütlich zusammen beim Schmaus eines Tapirbratens finden und erstaunt sich von dem Häuptling belehren lassen: „Wir essen jetzt immer miteinander."

3.

Kleine Beiträge zur Traumdeutung.

Von **Dr. Viktor Tausk** (Wien).

Kleider und Farben im Dienste der Traumdarstellung.

Kleider und Farben kommen oft als Mittel zur Darstellung von Namen und persönlichen Eigenschaften vor, wie man an den folgenden ausgewählten Traumbruchstücken ersehen kann.

1.

A. träumt, er sehe seine frühere Gouvernante im schwarzen Lüsterkleid, das über dem Gesäß straff anliegt. In diesem Kleid kam sie ihm schlank vor.

Deutung. Die Gouvernante ist in Wirklichkeit dick, der Träumer liebt aber nur schlanke Frauen. Über das Gesäß straff gespannte Kleider reizen ihn. Er hat immer vermutet, daß die Frauen die Kleider darum straff über das Gesäß spannen, weil sie zeigen wollen, daß sie lüstern sind. Er meint auch, daß die Frauen, die ihr Kleid vor ihm so tragen, es auf ihn abgesehen haben. Er insinuiert also im Traum seiner Gouvernante, daß sie, um ihm zu gefallen — zu diesem Zweck erscheint sie im Traum schlank, wie es der Träumer liebt — das Kleid über dem Gesäß straff spannt. Sie ist also lüstern, welche Eigenschaft dadurch ausgedrückt ist, daß sie mit Lüster angetan im Traum erscheint.

2.

B. träumt von einer großen schwarzen und einer kleinen weißen Ratte. Die kleine Ratte hat rosa Schnauze, Ohren und Pfötchen.

Deutung. B. vergleicht im Traum zwei Frauen miteinander, die er in gewissen Beziehungen ähnlich findet. Die eine, Frau Schwarz mit Namen, ist größer gewachsen, die andere, ein Mädchen namens Roserl, ist von kleinerer Statur. Die große schwarze Ratte ist Frau Schwarz, die kleine weiße, mit rosa Schnauze, Ohren und Pfötchen ist das kleine Roserl. Daß die kleine Ratte weiß ist, findet seine Deutung darin, daß Roserl noch Mädchen ist. (Weiß als Farbe der Unschuld.) Daß die Frauen als Ratten dargestellt werden, ist mit homosexuellen, analen und Kastrationstendenzen des Träumers begründet.

3.

C. sieht im Traum auf der X-er Landstraße ein Mädchen, von weißem Licht umflossen und mit einer weißen Bluse bekleidet.

Deutung. Der Träumer hat auf jener Landstraße mit einem Fräulein Weiß die ersten Intimitäten ausgetauscht. Sie war späterhin für den Träumer ein Ideal von Sinnlichkeit und Zärtlichkeit. Zur Zeit des Traumes sehnte er sich nach dieser Geliebten, die inzwischen einen anderen Mann geheiratet hatte, zurück. (Ideal — lichtumflossen; Fräulein Weiß — weiße Bluse, von weißem Licht umflossen.)

4.

Frau D. träumt, sie sehe den alten Blasel[1]) in voller Rüstung auf dem Divan liegen. Dann springt er über Tische und Stühle, zieht seinen Degen, sieht sich dabei im Spiegel und fuchtelt mit dem Degen in der Luft herum, als kämpfe er gegen einen eingebildeten Feind.

Deutung. Die Träumerin hat ein altes Blasenleiden. Sie liegt bei der Analyse auf dem Divan, und wenn sie sich im Spiegel sieht, dann kommt sie sich insgeheim trotz ihren Jahren und ihrer Krankheit noch sehr rüstig vor. Die Träumerin identifiziert sich mit dem alten Blasel, dessen Rüstigkeit und körperliche Behendigkeit sie so sehr bewundert hat, daß sie sich gewünscht hat, in seinem Alter — der Mann hat das 80. Lebensjahr überschritten — auch so rüstig zu sein wie er. Den Namen des Schauspielers verwendet sie, um sich selbst als eine Person darzustellen, die eben ein altes Blasenleiden hat. Also sie selbst sieht sich im Spiegel und findet, daß sie, trotzdem sie der alte Blasel ist, das heißt ein altes Blasenleiden hat, noch in voller Rüstung, das heißt vollrüstig ist und daß sie sich alle Schrecknisse des Alters nur einbilde, daß sie gegen eingebildete Feinde kämpfe.

Es sei darauf hingewiesen, daß die Person, die sich im Traum im Spiegel sieht, möglicherweise immer den Träumer vorstellt, weil der Spiegel jenes Gerät ist, in dem man immer sein eigenes Ebenbild sieht.

II.

Plötzlicher Wechsel der Örtlichkeit des Traumbildes.

Ein typisches Traumgeschehen ist es, daß die Traumhandlung plötzlich und unvermittelt die örtliche Szene wechselt. Die plötzlich in das Traumbild eingefügte neue Örtlichkeit hat die Bedeutung einer Reminiszenz, deren Vorstellungsinhalt mit jenem, der im Traum vor dem Szenenwechsel abgewickelt

[1]) Ein Wiener Komiker.

wurde, verglichen und identifiziert wird. Die ganze neue Szene dient oft nur zur Darstellung einer einzigen Vorstellung oder eines einzigen sprachlichen Ausdruckes und ist grammatikalisch in der Übersetzung des Traumes als Nebensatz zu placieren[1]). Im folgenden ein Beispiel für viele.

Traumbruchstück.

Fräulein N. träumt: Ich sitze in der obersten Bankreihe des chirurgischen Hörsaales. Unten wird eine Frau operiert. Sie liegt mit dem Kopf zu mir, den Kopf sehe ich aber nicht mehr, als ob mir sein Anblick durch die unteren Bankreihen verdeckt wäre. Ich sehe die Frau nur von der Brust abwärts, und zwar sehe ich über den Oberschenkeln ein Gebausch von weißen Tüchern und Wäsche. Sonst sehe ich nichts deutlich. Plötzlich wechselt die Szene, die Örtlichkeit ist nicht mehr der Hörsaal, sondern die Einfahrt unter einem großen Torbogen im Allgemeinen Krankenhaus. Der Fußboden besteht aus Steinfliesen ....

Deutung. Die Träumerin sieht sich selbst im Traum in der Gestalt jener Frau, die operiert wird. Wenige Tage vorher war die Träumerin nämlich bei einem jungen Arzt zu Besuch gewesen und dieser hatte eine erotische Attacke gegen sie unternommen. Bei dieser Gelegenheit lag sie auf dem Divan. Der Arzt hatte ihr die Röcke aufgehoben und während er „unten" an ihr herumoperierte, sah sie über ihren Oberschenkeln das Gebausch ihrer weißen Unterwäsche. Genau soviel, wie sie in dieser Situation von ihrer eigenen Person sah, sieht sie auch von der Frau im Traum, und sie sieht deren Kopf nicht mehr, so wie sie ihren eigenen Kopf nicht sehen konnte. Daß die Szene im Hörsaal der chirurgischen Klinik spielt, der ja der Operationssaal ist, hat nur die Bedeutung, um für den Vorgang des „Operierens", was ja im vulgären Sprachgebrauch für Manipulieren gebraucht wird, ein plausibles bildhaftes Milieu zu schaffen. Plötzlich wechselt die Szene, die Handlung setzt sich unter einem bestimmten Torbogen des Allgemeinen Krankenhauses fort. Unter diesem Torbogen hatte die Träumerin kürzlich eine kleine Gefahr überstanden. Sie wollte einem mit Stroh hochbeladenen Fuhrwerk, das den Torbogen fast ganz ausfüllte, ausweichen, und wäre dabei fast gefallen. Dieser Ausdruck „fast gefallen" ist es, der durch die neue Örtlichkeit im Traumbild dargestellt werden soll. So wie die Träumerin unter jenem Torbogen ins Gedränge geraten war und fast gefallen wäre, so war sie auch bei jenem Arzt in Bedrängnis gewesen und wäre „fast gefallen", wenn sie sich nicht mit aller Kraft zusammengenommen und der Versuchung widerstanden hätte. In einem Satz ausgedrückt lautet die Übersetzung des Traumes: ich befinde mich bei dem Arzt in der gleichen Gefahr wie damals unter dem Torbogen des Krankenhauses, nämlich in der Gefahr „zu fallen".

Es sei in diesem Traum noch auf eine bisher nicht publizierte besondere Technik der Traumdarstellung hingewiesen. Ich habe zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt, Traumszenen, die sich unten im Raum auf einem tiefer gelegenen Raumniveau abspielen, als Darstellung des Genitales zu deuten. Die Möglichkeit zu dieser Darstellung bietet der Sprachgebrauch, der für Genitale, um den Körperteil nicht beim Namen zu nennen, einfach „unten" einsetzt. Unten im Raume heißt im Traum so viel wie: unten am Körper d. h. am Genitale. In unserem Traumbeispiel ist diese Technik besonders deutlich: „unten wird eine Frau operiert", heißt so viel wie: „der Arzt hat unten an mir herumoperiert", welche Übersetzung sich unter Substitution der andern, von uns durch Deutung gewonnenen Traumelemente, ohne weiteres als der Realität entsprechend ergibt.

[1]) Vgl. Freuds „Traumdeutung". 3. Aufl. S. 263.

Kritiken und Referate.

Mensendieck Otto: Zur Technik des Unterrichts und der Erziehung während der psychoanalytischen Behandlung. Jahrbuch für psychoanal. und psychopathologische Forschungen, V. Band, 2. Hälfte 1913.

Auf Grund seiner Erfahrungen an neurotischen Jugendlichen im Sanatorium Dr. Birchers in Zürich stellt der Verfasser zwei Hauptgrundsätze auf, nach welchen der erziehende Unterricht neurotischer Schüler, die in psychoanalytischer Behandlung stehen, einzurichten ist, und berichtet in Kürze über die Art des Zusammenwirkens von seiten des Arztes und des Lehrers und Erziehers, das geeignet ist, das neurotische Symptom der Lernunfähigkeit zu beseitigen. In der ersten Hauptforderung, der Wiedererziehung des Zöglings zu Pflichterfüllung und Gehorsam begegnen wir den Leitsätzen, welche die großen Pädagogen der Aufklärungszeit aufstellten: das unerbittliche Bestehen auf einmal geforderten Leistungen. An dem Beispiel eines 15jährigen Gymnasiasten, dessen faules, widersetzliches Wesen in der Anstalt die Wiederholung der häuslichen Situation ist und im Grunde nichts anderes bedeutet, als die Aufmerksamkeit der Umgebung zu erzwingen, zeigt Mensendieck, wie wichtig für den Lehrer die Kenntnis der „Reaktionsformel" jedes einzelnen Schülers ist. „Wie diese in jedem einzelnen Falle entstanden und beschaffen ist, muß die Analyse ergeben. Aufgabe des erziehenden Unterrichtes aber ist es, die Furcht vor den Forderungen schwinden und die vertrauensvolle Ein- und Unterordnung an die Stelle der eigensinnigen und unzweckmäßigen Lebenserhaltung treten zu lassen." Der Autor bringt hiefür ein sehr interessantes Beispiel eines 14jährigen Knaben (pag. 461), den die übergroßen Anforderungen des vom Sohne bewunderten Vaters, die Erwartungen der Mutter, die ihrem Gatten wenigstens scheinbar blind ergeben ist, nach erfolglosem Bemühen dahin bringen, daß er schließlich in der Schule vollständig versagt.

Die „Wiedererziehung", die Mensendieck für notwendig hält, damit der Schüler nicht trotz der Analyse in der alten Gewohnheit stecken bleibe, darf nach seiner Erfahrung nicht auf Strafen und Strafarbeiten im alten pädagogischen Sinne verzichten. Die Bemerkung, daß das neurotische Kind durch ihre Leistung gezwungen werde, Freude am eigenen Können zu gewinnen, scheint mir, da Mensendieck sich über Form und Ausmaß der Strafarbeiten nicht näher ausspricht, nicht ganz einwandfrei. Ist doch der Charakter der Strafarbeit — zumal in der Schule — nicht danach angetan, daß ein normales Kind, das aus, ich möchte sagen, natürlicher Faulheit in der Pflichterfüllung säumig ist, durch sie zu größerer Lernfreudigkeit angespornt würde, geschweige denn ein neurotisches, das jeden Zwang als eine

Demütigung und einen Angriff gegen das eigene Ich empfindet. Zudem spricht M. nicht von Kindern, sondern wenigstens in den angeführten Beispielen durchwegs von Zöglingen zwischen 14 bis 18 Jahren, die also mitten in der Pubertätsgärung stehen, dem Alter, in welchem eine strafende Beeinflussung auch beim Normalen in der Regel nur Trotz gebiert. Es wird uns auch schwer zu glauben, daß der neurotische Schüler, solange er unter der Herrschaft seiner krankhaften Faulheit, Frechheit usw. steht, für den Zwang der Wiedererziehung dankbar sei. M. begründet diese etwas kühne Voraussetzung mit der Sehnsucht jedes Menschen nach Ordnung und Gehorsam. Auch dies gilt selbst bei normaler Entwicklung kaum für die Jahre der Reife. Der neurotische junge Mensch benimmt sich wohl oft wie ein Kind, aber er will und darf nicht als solches behandelt werden. Vielleicht ist aber der Eindruck, daß die große Verschiedenheit der früheren Knabenjahre und der Pubertätszeit hinsichtlich ihrer Behandlung und der Reaktion auf diese zu wenig betont ist, nur durch die gedrängte Form der Arbeit bedingt. Mit trefflichen scharfen Worten zieht der Verfasser gegen die sogenannte Ordnung in Schule und Haus, die keine Ordnung, sondern bloß Willkür und Laune ist, und gegen „das schroffe unvorsichtige Eingreifen in den dem Wesen vorgeschriebenen Bildungs- und Entwicklungsgang“ zu Felde und schildert die Irrwege, die eine solche mißleitete Seele nimmt.

Neben die erste Forderung der Wiedererziehung des jugendlichen Neurotikers stellt er als zweite die Selbstkenntnis des Lehrers. Auch dieses „Erkenne dich selbst!“ rufen die großen Pädagogen des 18. und des 19. Jahrhunderts als Kardinalforderung dem Erzieher und Lehrer zu. Daß neurotische Kinder das schärfste Auge für die Schwächen, d. h. die Komplexe ihrer Lehrer haben, ist jedem bekannt, der je mit „nervösen“ Kindern zu tun gehabt. M. stellt zwei typische Formen auf, in denen der Egoismus des Lehrers seine Befriedigung findet. „Der innerste Trieb, geliebt zu werden,“ verleitet den Pädagogen dazu, auf die Individualität des Schülers allzusehr einzugehen und ihm mehr Liebe zu schenken, als der Erziehung förderlich ist. „Der innerste Trieb, zu herrschen und einen anderen beiseite zu schieben,“ läßt den Lehrer im Übermaße auf Gehorsam und Ordnung dringen. Diese zwei Mittel, der eigenen Individualität gerecht zu werden, die kaum in losem Zusammenhang mit dem wahren Erziehungswerk stehen, wecken in dem Schüler die Frage, die er vordem Vater und Mutter gegenübergestellt: Wird es ihm (dem Lehrer) gelingen, seine Sucht nach Liebe oder nach Macht zu befriedigen? Dieses stete Auf-der-Lauer-liegen des Kindes ist gewiß eines der schwersten Hindernisse, der jungen Seele nahe zu kommen. Deshalb stellt Mensendieck die Kardinalforderung, der analytisch geleitete Unterricht müsse objektiv sine ira et studio die Forderungen des Lebens repräsentieren. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe sieht Mensendieck wesentlich erleichtert durch das wissenschaftliche objektive Interesse des Lehrers an den Komplexäußerungen seiner in psychoanalytischer Behandlung stehenden Zöglinge. So faßt der Erzieher die großen und kleinen Untugenden nicht als persönliche Angriffe, Beleidigungen und Racheakte auf; die Fehler regen vielmehr die Frage an, „warum der Schüler sich so unzweckmäßig benehme, was er damit sagen wolle, welche Wünsche sich in dieser verzerrten Form manifestieren, welche Reaktionsformeln sich dahinter verbergen“. Sie werfen endlich ein Licht auf die falschen und die sogenannten „dummen“ Antworten des Schülers, die ihm vom psychoanalytisch ungeschulten Lehrer als Frechheit angekerbt werden. Hiefür bringt Mensendieck zwei interessante Fälle, in welchen die Komplexe des Schülers ihn beim Erlernen fremder Sprachen für die Auf-

fassung gewisser grammatischer Formen (z. B. das Femininum von fraternel könne man nicht bilden, denn es heiße „schwesterlich"), ja sogar der Zeiten vollständig versagen lassen. Dieser Schüler ist in der Identifikation mit dem Vater ein leidenschaftlicher Rechner; in den Sprachen sehen wir Verdrängung der auf die ausländische Mutter gerichteten Libido. Ein anderer kann trotz seiner 18 Jahre infolge eines starken negativen Vaterkomplexes Frage- und Befehlssätze infolge der starken Mutterbindung und eines verfrühten Sexualverkehrs Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft nicht unterscheiden.

Die Arbeit enthält so viel Wichtiges und Wertvolles für den erziehenden Unterricht, daß es nur zu wünschen wäre, daß viele, viele Erzieher und Lehrer auch normaler Kinder diese Winke läsen und beherzigten.

Dr. H. von Hug-Hellmuth.

Marcinowski: Die Heilung eines schweren Falles von Asthma durch Psychoanalyse. Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. Band V, II. Hälfte.

Marcinowski hat aufs neue den Satz bewiesen, daß Asthma eine reine Psychoneurose ist. Vor allem scheint mir wichtig, daß es das häufige Emphysem, die katarrhalische Darmreizung und die andern körperlichen Symptome, deren man sonst gar zu leicht ursächliche Bedeutung beimißt, als Folgeerscheinungen nachgewiesen hat, die von selbst verschwinden, wenn die primäre, psychische Erkrankung behoben ist. Aber gerade weil ich mit den Resultaten, zu denen ja vorher auch Sadger, Stegmann, Stekel und Wulff gelangten, voll einverstanden bin, muß ich um so mehr Betonung darauf legen, daß mir der Weg, den Marcinowski einschlug, nicht mehr rein analytisch zu sein scheint.

„Die Technik .... war folgende: Sie (Patientin. D. Ref.) wurde des Abends eingeschläfert und schlief dann fest die ganze Nacht durch. Wir fanden sie meist genau in derselben Körperhaltung, in der wir sie am Abend verlassen hatten, wieder. Dann wurde sie zum Sprechen aufgefordert Sie brachte dann die Einfälle zur letzten Sprechstunde nebst den Träumen der Nacht, die sofort eine ziemlich eingehende Analysierung gestatteten. Die Affekte waren dabei eher noch unverhüllter als im Wachen. Meine Assistentin stenographierte meine Gespräche mit der Schlafenden. Zum Schluß wurde die Kranke geweckt und war in der Regel völlig erinnerungslos für alles Erörterte. Je nachdem es uns gut dünkte, haben wir das so belassen oder „bewußt" weitergeführt." (S. 555).

Freud, der selbst früher durch längere Zeit eine hypnotische Technik (die kathartische) anwandte, aber längst verlassen hat, hat gezeigt, daß dieser Weg nicht zu völlig befriedigenden Resultaten führt. Der Widerstand wird so nicht hinweggeschafft; die Zensurkräfte weichen nur vor dem Hypnotiseur zurück bis zu einer Stelle, wo sie schließlich unüberwindlich sind. Anders in der wirklichen Psychoanalyse: Hier wird jeder Vortrupp da gepackt und niedergerungen, wo man ihn trifft. So ist die Hauptstellung, wenn wir an sie gelangen, schwächer verteidigt und angehbar. Der Gang von Marcinowskis Analyse scheint mir dies aufs neue zu bestätigen. Ich will dabei gerne zugeben, daß er, wie er S. 618 sagt, mehr von dem Fall weiß, als er wiedergegeben hat. Aber ich glaube, daß er doch etwas mehr von den tiefsten Trieben gesagt hatte, wenn er es hätte sehen können.

Besonders bedenklich erscheint mir, daß Marcinowski nach Gutdünken „bewußt" macht oder nicht. Wie waren die Kriterien seines Vorgehens? Außerdem: was hilft es, die in Hypnose gesprochenen Worte dem

Patienten vorzuhalten? Sind sie ihm dann doch meist so fremd, als hätte er das nie geredet.

Schließlich möchte ich noch auf einen Widerspruch M.'s mit sich selbst hinweisen: Marcinowski legt stets mit vollem Recht den größten Wert darauf, daß die Übertragung auf ihren Ursprung (in diesem Falle: den Vater) zurückgeführt, die Patientin in ihre Schranken zurückgewiesen wird. Er droht ihr sogar mit Entzug des späteren freundschaftlichen Verkehres. Wie kann er dies damit vereinigen, daß er ihr die Hypnose gewährt, „die ihr in typischer Weise als ein Symbol völliger, willenloser Hingabe galt, also ein Koitusersatz dünkt." (Übrigens eine sehr gute Beobachtung.)

Trotzdem ist die Arbeit sehr lehrreich. Zumal ein Anfänger wird hier ein wahres Symbolwörterbuch finden. (Besonders hinweisen möchte ich auf die eingeflochtene Geschichte der Tochter der Patientin.) (S. 603 ff.) Er wird aber außerdem einen kleinen Einblick in die Genese einer psychischen Erkrankung gewinnen und einen nachhaltigen Eindruck von der Gewalt des Inzestes und der Übertragung. Vor allem in letzterem Sinne begrüße ich die Arbeit, denn leider besteht heute noch ein ziemlicher Mangel an Möglichkeit, sich hierüber zu informieren. Dr. Landauer.

Paul Bjerre (Stockholm): Bewußtsein kontra Unbewußtsein. (Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, V. Band, 2. Hälfte.)

Bjerre gelang es in drei Stunden, eine seit zehn Jahren in ihren Hausarzt platonisch verliebte, sich aber ihrem Gatten eingestehende Frau von ihren ambivalenten Grübeleien und den zwangshaften um den Geliebten spielenden Phantasien zu befreien. Die Methode bestand darin, daß sich an die der Patientin mitgeteilte Deutung ihrer Liebe als Neuauflage ihrer Vaterliebe, ein Sermon anschloß, der ein Weitergehen „im Erschaffen ihres realen Daseins" und Rückkehr in die Ehe empfahl: „Wenn sie auch bisher nicht die vollständige Befriedigung habe bringen können, so sei dies doch gar nicht für die Zukunft ausgeschlossen" . . . „Wenn ihr Mann ihr mit Verständnis für ihr Leiden entgegenkomme, so werde er die Leere ihres Lebens ausfüllen können." Soweit ein dithyrambischer Brief an Bierre nach $1\frac{1}{2}$ Jahren zeigt, war die Frau gesund geblieben. — Wir können Bjerre, der an derselben Stelle schon über eine Heilung einer Paranoia durch „Radikalbehandlung" berichten konnte (die Diagnose wird allerdings angezweifelt!), nur beglückwünschen. Er möge sich aber eingestehen, daß der Erfolg vor Allem seiner Persönlichkeit, die als Vater-Imago den Geliebten ausstach, zu danken ist, und der das eklatante Argument von der Vaterliebeübertragung zustatten gekommen sein mag. Was sich dann in der Ehe und Lebensführung geändert hat, bleibt verborgen: wir wissen aber, wie oft das Triebmoment, Organisches, u. a. hinter den Kulissen hochtönender Phrasen und affektierter Gefühle die Akteure sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese sehr ethisch veranlagte Frau auch durch Dubois oder im Beichtstuhl zu heilen gewesen wäre — bei gleich großer Übertragung!

Bjerre benützt die Gelegenheit, um sich von der Psychoanalyse abzuwenden und der Jungschen Reaktionsbewegung anzuschließen, und wird bei seinem Furor sanans gewiß weiter Erfolge haben, namentlich in Fällen wie diesem, „wo die Krankheit noch nicht zur eigentlichen Symptombildung vorgeschritten war." So wünschenswert es erscheint, erfolgreiche Psychoanalysen in kürzerer Zeit abzuschließen, als es bisher bei schweren Fällen gelang — Wunsch und Hoffnung darauf, nach noch umfassenderen Forschungen und Erfahrungen, hat Freud selbstlängst geäußert —, Bjerres Vorschlag, daß „man sich darauf beschränkt, um so viel heraufzuholen, als absolut notwendig

ist, um die unbewußten Zusammenhänge in großen Zügen zu sehen", erscheint verfrüht willkürlich, und ist auf Angst vor dem Unbewußten aufgebaut. Diese Angst entspringt, soweit sie nicht subjektiv ist, dem Irrtum, als ob befreite unbewußte Regungen stärker würden, während sie tatsächlich, bewußt geworden, verblassen. Bjerre widerspricht sich, wenn er einerseits zweifelt, daß die echte Psychoanalyse — seine Analyse ist auch nach seiner Ansicht nicht mehr Psychoanalyse — nicht so voraussetzungslos getrieben werde, wie sie prinzipiell werden sollte, und anderseits seine bewußte Hinlenkung auf den „Weg der Realität", auf „zukünftige Wesentlichkeiten", auf „Gewinnung der Machtstellung dem Leben gegenüber" so überschätzt. Jede psychoanalytische Behandlung eines Leistungsfähigen wird unter der mehr oder weniger stillschweigenden Voraussetzung unternommen, leistungsfähig und pflichterfüllend zu machen, der Angstvolle will — mutig werden, der durch Zwang Gehemmte — ungehemmt tätig werden.

Diese 40jährige, seit 16 Jahren in vierkindiger Ehe lebende Frau ihrem Gatten zu erhalten, war bei ihrer guten Fähigkeit zum Sublimieren und schon bewiesenen (masochistischen) Neigung zum Opferbringen, für Bjerre, der vom häufig geübten Hypnotisieren her die rasch einsetzende Übertragung wohl zur Wirkung zu bringen versteht, nicht allzuschwer. Dr. E. Hitschmann.

Derselbe, Das Wesen der Hypnose. (Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie. IV. Band, I. Heft. April 1914.)

Bjerre findet die Erklärung der Erscheinungen der Hypnose in einer Regression der Psyche auf den fötalen Zustand. Die Idee einer solchen Regression ist — wie es den Lesern dieser Zeitschrift noch erinnerlich sein dürfte — zuerst vom Referenten ausgesprochen worden, allerdings nicht bezüglich der Hypnose, sondern in bezug auf den Schlafzustand. Die Hypnose dagegen — insoweit sie die Hervorrufung eines Zustandes durch eine andere Person bedeutet — kann naturgemäß nur die Reproduktion extrauterin erlebter Beziehungen sein; in utero ist nämlich ein Zwiegespräch (selbst unter Zwillingen) nicht möglich. Die Hypnotesierbarkeit wurde denn auch (von Freud und dem Referenten) auf extrauterine, infantile Erlebnisse, auf die erotischen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern zurückgeführt.

Indem also Bjerre den hypnotischen Schlafzustand als Regression ins Fötale auffaßt, hat er zwar Recht, sagt aber nichts Neues, da die Fötaltheorie des Schlafes auf verschiedene Arten des Schlafzustandes anwendbar ist. Insoferne er aber die hypnotische Beeinflussung durch eine andere Person „fötal" erklären will, irrt er gewaltig. — Es ist gewiß eine interessante und noch der Lösung harrende Aufgabe, die Unterschiede des gewöhnlichen und des hypnotischen Schlafzustandes auf der gemeinsamen Grundlage der Fötaltheorie darzulegen. Die Psychoanalyse hat schon einiges Material zur Lösung dieses Problemes geliefert und wird es — nach Ansicht des Referenten — in absehbarer Zeit wirklich lösen. Auch die Arbeit Bjerres bringt dazu einige brauchbare Beiträge.

Es ist zu verwundern, daß Bjerre die überdeutliche Ähnlichkeit — man möchte fast sagen: Identität — seiner Theorie mit der des Referenten derartig verkennt, daß er letztere für einen „Mißgriff" erklären kann. Ferenczi.

Rohleder Hermann: Monographien über die Zeugung beim Menschen. Bd. III: Die Funktionsstörungen der Zeugung beim Manne. Bd. IV: Die libidinösen Funktionsstörungen der Zeugung beim

Weibe. (Leipzig 1913—1914, Georg Thieme Verlag. Bd. III brosch. K 5·80, geb. K 6·80; Bd. IV brosch. K 2·80, geb. K 3·80.)

Von den im III. Bande des nunmehr vollständig vorliegenden Werkes von Rohleder behandelten Funktionsstörungen der Zeugung beim Manne (1. Krankhafte Samenverluste; 2. Die Impotenz des Mannes [impotentia coeundi] und 3. Die Sterilität des Mannes [impotentia generandi]) wollen wir hier nur, indem wir weitere Interessenten auf die Darstellung selbst verweisen, auf die Darlegungen über Masturbation und ihre Folgen, sowie die psychische Impotenz etwas näher eingehen.

Die für die Schädlichkeit der Onanie im Vergleich zum Koitus angeführten Gründe: frühzeitiger Beginn vor der Geschlechtsreife, leichtere und darum häufigere Ausübung, Anforderungen an das Phantasieleben sind gewiß zutreffend, ebenso die daraus folgenden Schäden somatischer Natur, wie für Gemütsbildung und Charakter (Heimlichkeitskrämer, Lügner usw.). Auch die psychische Depression des Onanisten, die den Abwehrkampf begleitet, wird — am treffendsten mit einem Ausspruch Griesingers — charakterisiert: „Jener Kampf gegen den Trieb, der schon übermächtig geworden, jenes stetige Unterliegen, jener verborgen gehaltene Zwiespalt zwischen Scham, Reue, gutem Vorsatz und zwischen dem gebieterischen Reiz ist nach nicht wenigen Geständnissen von Onanisten unbedingt wichtiger als das somatische Moment" (S. 25). Aber über die Deskription dieser Tatsachen vermag auch die Darstellung Rohleders sich nicht zu erheben. Hätte er versucht, dies zu tun und wäre — wie die psychoanalytische Forschung[1]) — auf den Inhalt der Onaniephantasien eingegangen, so hätte er sich auch bei der psychischen Impotenz nicht mit der Auskunft zufrieden geben können, daß die Patienten impotent werden durch den Gedanken an Impotenz (S. 101), sondern weiter forschen müssen, woher diese Angst vor Impotenz stammt und was sie bedeutet.[2]) Mit dem Hinweis auf Schüchternheit, Unerfahrenheit, vorhergegangenen coitus interruptus und die durch Abstinenz — zweifellos — erworbene Unfähigkeit ist nicht viel geleistet, besonders wenn man den richtigen Hinweis von Finger nicht würdigt, daß auch „eine zu große Verehrung für das weibliche Wesen" ein Grund zur psychischen Impotenz sei (S. 103). Auch bei der Therapie müßte Rohleder nicht seine ganze Hoffnung auf Yohimbin setzen, wenn er von der Psychoanalyse nicht gerade nur das ihm Genehme akzeptierte, sondern sich belehren ließe, daß die psychische Impotenz eine Psychoneurose ist, die durch Analyse günstig beeinflußt werden kann und wenn er zur Beurteilung der analytischen Therapie nicht gerade die undankbarsten Fälle (von Homosexualität) wählte (S. 135), sondern die dankbarsten, zu denen eben die psychisch Impotenten gehören.

Der IV. Band behandelt „die libidinösen Funktionsstörungen der Zeugung beim Weibe", wie der Autor im Vorwort betont, zum ersten Male in der Literatur. Es ist dies zweifellos ein verdienstliches Unternehmen, wenn man bedenkt, wie wenig der praktische Arzt im allgemeinen über diese Dinge informiert ist und welche Schwierigkeiten brauchbaren Sexualanamnesen entgegenstehen. Daß der Verfasser vielfach oberflächlich bleibt, beeinträchtigt diesen informatorischen Zweck seiner Arbeit nicht besonders, denn es ist bekannt, daß gerade auf dem Gebiete des Sexuallebens einerseits das Banale und „allgemein Bekannte" meist unausgesprochenes Geheimnis ist, anderseits

[1]) Die Onanie. Vierzehn Beiträge zu einer Diskussion der Wiener psychoanalytischen Vereinigung. Bergmann, Wiesbaden 1912.

[2]) Die psychoanalytische Auffassung und Behandlung der Impotenz hat Dr. Maxim. Steiner in seinem kürzlich hier besprochenen Buche dargestellt.

manche fundamentale Tatsache, von der man glauben sollte, daß jeder sie wisse, wirklich nicht gewußt wird. Die Leistung des Forschers, der diese öffentlichen Geheimnisse und geheimen Selbstverständlichkeiten zur Anerkennung bringen will, besteht dann eben darin, die richtige Auswahl und Einschätzung zu treffen; aber Wiederholungen so falscher und nichtssagender Gemeinplätze wie: „Der Mann liebt vorwiegend mit dem Verstand, die Frau mit dem Herzen“ (S. 11), sollten in einem ernste Beachtung beanspruchenden Werke doch nicht als wissenschaftliche Unterscheidung zwischen männlicher und weiblicher Liebe anerkannt und vertreten werden.

Nach Rohleder können — abgesehen von den in das Gebiet des Gynäkologen fallenden Erkrankungen der weiblichen Genitalorgane — folgende Störungen des Geschlechtstriebes zu Funktionsstörungen der Zeugung führen:

a) Quantitative:

1. Der mangelnde und mangelhafte Geschlechtstrieb (Anaphrodisia und Frigidität);
2. die mangelhafte Geschlechtsempfindung (Dyspareunie);
3. der übermäßige Geschlechtstrieb (Nymphomanie);
4. der Scheidenkrampf (Vaginismus).

b) Qualitative:

5. Die Hysterie und Hysteroneurasthenie;
6. die geschlechtlichen Abnormitäten und Perversionen;
7. die relative Sterilität (Sexuelle Antipathie).

Die näheren Ausführungen über diese verschiedenen Formen von Zeugungsstörung beim Weibe, insbesondere ihre therapeutische Chance und forensische Bedeutung, sind im Originale nachzulesen.

Wir möchten hier nur auf zwei, dem Psychoanalytiker nahegehende Abschnitte hinweisen: auf die Ausführungen über den coitus interruptus und die Hysterie. Die psychischen und nervösen Folgen des für die Frau unbefriedigend verlaufenden Aktes, wie sie Freud 1895 beschrieben hat, werden hier von Rohleder als richtig anerkannt (S. 5) und durch seine eigenen Erfahrungen bestätigt. „Jedenfalls werden die Frauen mit der Zeit mürrisch, leicht reizbar, launenhaft, so bilden sich selbst melancholische, hysterische Beschwerden aus. Schwere psychische Depressionszustände sind bei sexuell normal empfindenden bezw. überempfindlichen Frauen nichts Seltenes.“ Bei diesen „schafft das ständige Gefühl der sexuellen Nichtbefriedigung die Hysterie resp. Hystero-Neurasthenie . . .“ (S. 6).

Das führt bereits auf den zweiten zu besprechenden Punkt (Abschnitt 5), in welchem Rohleder zugesteht, „daß gerade in der Hysterie Freuds Ansichten zu einem großen Teil den Nagel auf den Kopf treffen“ (S. 65). Nachdem auf die antike Auffassung der Hysterie als einem Suffokationszustand der Gebärmutter hingewiesen wurde, zeigt der Verfasser, daß eine Reihe neuerer Autoren — die Ellis angibt — dem Zusammenhang des Sexuallebens mit der Hysterie wieder Geltung zu verschaffen wußten. Lonyer, Villermay, Foville (1833) und Landanzy (1846) haben gezeigt, „daß die häufigste Ursache der Hysterie Entbehrungen von den Freuden der Liebe sei“ (S. 63). In Deutschland hat zuerst Hegar (1885) die Meinung vertreten, daß die Hysterie ebenso wie die Anämie unbefriedigten sexuellen Trieben entspringe“ (S. 64). Ferner hat Icard in seinem Werke „La femme“ gezeigt, „daß auch bei den Tieren bei Nichtbefriedigung der sexuellen Triebe nervöse Symptome ausgelöst werden, die denen der Hysterie ähneln, und in neuester Zeit hat . . . Eulenburg darauf hingewiesen, daß die Hysterie Folge

sexueller Nichtbetätigung sein kann" (S. 64). Der wesentlichste Anteil an der Durchsetzung und Durchführung dieser Auffassung wird aber Freud und Breuer zugesprochen[1]) (S. 64ff.). Wenn auch Freud insbesondere die „infantile" Sexualität überschätze, so müsse doch zugegeben werden, daß es sich bei der Hysterie „tatsächlich vielfach um eine Sexualverdrängung handelt, und zwar deshalb, weil, wie Freud richtig angibt, bei der Hysterie vielfach eine übermäßige Ausbildung des Sexualtriebes verdeckt ist. Hier ist tatsächlich einerseits eine zu weit getriebene Sexualverdrängung, insbesondere durch die falsche Erziehung, andererseits ein übermäßiger Sexualtrieb ... Selbst Gegner wie Hoche müssen zugeben, daß hysterische Symptome durch die psychoanalytische Methode für kürzere oder längere Zeit beseitigt wurden, wenn er auch meint, daß gerade bei der Hysterie die Erfolge kein Beweis für den Wert der Heilmethode sind ... Jedenfalls, soviel ist sicher, die Hysterie ist gleichsam ein Kampf mit der Sexualität (und im Anschluß an ein Zitat aus Freuds „Sexualtheorie") ... Die Symptome geben eine Entlastung der sexuellen Spannung, aber keine volle ..." (S. 66). Auch die Freudsche Auffassung des hysterischen Anfalles als Koitusäquivalent findet Bestätigung in der Tatsache, „daß bei hysterischen Anfällen Kohabitationsempfindungen auftreten, ja bisweilen selbst völliger Orgasmus empfunden wird". („So meinen v. Krafft-Ebing, Schüle u. a., daß der Geschlechtstrieb hier oft krankhaft gesteigert ist, und Kisch, daß es hier bis zu Koitushalluzinationen komme".) (S. 69.) — Ebenso wird die Bedeutung, die Freud dem Traumleben beimißt, wenigtens für die Sexualität mehrfach anerkannt (S. 65/66, 79, 84).

Die Anerkennung der Freudschen Hysterieauffassung will Rohleder nur in einem Punkte eingeschränkt bezw. korrigiert wissen: „Meines Erachtens ist es nicht verdrängte infantile Sexualität, die zur Hysterie führt, sondern verdrängte, erwachte ausgebildete Sexualität während der Pubertät". (S. 65). Daß gerade darin die Freudsche Leistung und sein Verdienst gegenüber den Vorgängern liegt, hat Rohleder entweder gar nicht oder nur zu gut verstanden, sonst könnte er diesen Satz nicht ernsthaft vertreten. Die Psychoanalyse aber wird sich an diese Art der Assimilierung gewöhnen und damit trösten müssen, daß dies vielleicht der Anfang zu einem besseren Verständnis ist, und daß sie selbst auch diese Irrtümer überwinden mußte, um das zu werden, was sie ist. Dr. O. Rank.

J. H. Schultz: Die Psychoanalyse. Theologische Literaturzeitung, Leipzig, 17. Januar 1914.

Eine völlig verständnislose „kritische Betrachtung" der Psychoanalyse in einem Tone, der den schärfsten Protest herausfordern muß. Es lohnt sich einem solchen Gegner gegenüber nicht, die Banalität und Unsinnigkeit seiner Argumente zu erweisen. Dr. Theodor Reik.

Dr. Oskar Pfister: Psychoanalyse und Theologie. Theologische Literaturzeitung, 6. Juni 1914.

Pfarrer Pfister bringt hier eine Entgegnung auf den Artikel, in welchem Schultz die Psychoanalyse angriff. Es ist zu sagen, daß diese Verteidigung

[1]) Der Verfasser wird wohl in späteren Auflagen richtigstellen, daß an der Sammlung kleiner Schriften (1906) Breuer keinen Anteil hat — außer der aus den „Studien" (1895) wieder abgedruckten „Vorläufigen Mitteilung" — und ebenso berichtigen, daß die psychoanalytische Methode nicht „später von Breuer ‚kathartische' genannt" (S. 72), sondern umgekehrt die Breuersche kathartische Methode später von Freud zur psychoanalytischen ausgebaut wurde.

der Psychoanalyse deshalb so schwach und dürftig ausfällt, weil Pfister sich nur halb zu Freud bekennt und seiner Sache selbst nicht sicher ist. Ein zweiter Grund für die Unwirksamkeit seines Artikels liegt darin, daß er beständig nur seine eigenen Arbeiten als Beispiele der Anwendung der psychoanalytischen Methode auf religiösem Gebiet heranzieht, während in erster Linie Freuds so aufschlußreicher Artikel über „Zwangsneurose und Religionsübung“ sowie das letzte Werk „Totem und Tabu“ ins Treffen geführt werden müßten. In einer „Verteidigung“ der Psychoanalyse liest man mit Verwunderung folgenden Satz: „Es liegt mir daran festzustellen, daß ich 1. sehr viele wichtige Hypothesen Freuds offen ließ oder gegen sie Stellung nahm, obwohl ich Freud für einen der genialsten Entdecker auf dem Gebiete der Seelenkunde halte; 2. seine Sexualpsychologie großenteils ablehne ...“ Pfister betont, er habe sich Mühe gegeben zu zeigen, daß „der Mensch keineswegs nur ein Sexualwesen höherer Ordnung“ sei, sondern daß ihm auch wirklich bunter Geistesreichtum und adelige Eigenart zukomme. „Nur taktlose Analyse kann das Schamgefühl verletzen. Wo Sexuelles zur Sprache kommen muß, handelt es sich immer nur darum, vorhandene Phantasien, soweit sie Schaden stiften, zu entfernen, und zwar so zartfühlend als möglich.“ Es ist doch selbstverständlich, daß der Arzt seine Patienten anständig behandelt! Gibt es in unserer Zeit Vorschriften für den Chirurgen, die Kranken nicht roh anzufassen? Man braucht die von Pfister auferlegte Vorsicht nicht einmal vom Standpunkte des Taktes zu nehmen, sie erledigt sich schon dadurch, daß das, was er Takt und Zartgefühl nennt, in seiner Betätigung einfach ein Stück der psychoanalytischen Technik ist.

Pfisters Stellungnahme zur Psychoanalyse in dieser Verteidigung versteht man erst, wenn man den Satz liest: „Im Gegensatz zu Freuds sexuell charakterisiertem Libidobegriff und seiner polyphyletischen Sexualtheorie pflichte ich der asexuellen, rein energetischen Auffassung Jungs, von der Libido und ihrer monophyletischen Ableitung bei; die Sexualität erscheint im Lichte dieser Theorie als weit weniger dominierend und umfassend.“ — Es ist wahr, „daß man auch bei stärkster Abneigung gegen sexuelle Motive“ in unzähligen Störungen auf sexuelle Nöte stößt. Doch der Psychoanalytiker — Dr. Pfister muß dies ja wissen — hat keine „stärkste Abneigung gegen sexuelle Motive“ in sich zu überwinden; er sieht in ihnen nichts anderes als seelische Vorgänge, die jenseits aller moralischer Wertung stehen, wenn es sich darum handelt, leidenden Menschen zu helfen.

Dr. Theodor Reik.

Dr. L. Scholz: Die Freudsche Psychoanalyse. (Die Güldenkammer. Mai und Juni 1914.)

Ein Bremer Arzt gibt hier eine kurze Darstellung und Kritik der Analyse. Kurz seien die Hauptirrtümer des Artikels angedeutet: Verdrängte Affekte sind durchaus nicht stets sexuellen Ursprungs. Eine somatische Konversion ist nicht für alle Neurosen typisch. Die Bildung von Zwangszuständen stellt sich der Autor ziemlich einfach vor: „Das Unbewußte macht sich selbst etwas vor, weil es nicht wagt, Farbe zu bekennen und die Erotika einzugestehen“. Das Beispiel, das der Verfasser von Zwangsvorstellungen gibt, ist ein Fall von Schulangst. Die kindlichen Sexualneigungen unterliegen nicht nur moralischen Hemmungen, sondern auch den Veränderungen des Organismus. Der Ödipuskomplex kann unmöglich als ein „Vorgang“ bezeichnet werden. — Die komplizierten seelischen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern werden kaum angedeutet.

Scholz behauptet nun, daß das Unbewußte etwas Mystisches, Okkultes, Interessantes sei und daher die Laien anziehe. Die Wirkung der Analyse ist für ihn auf das Konto der Sensationslust zu setzen. Wo Freud recht habe, sage er nichts Neues. Mit einem „Mag sein — der Beweis ist nicht zu erbringen", gleitet Scholz an der Traumdeutung vorbei. So leicht hat es sich wohl kaum je ein Kritiker gemacht.

Bezüglich der Therapie fragt Scholz: Wie können wir wissen, daß keine Suggestivwirkung vorliegt, die von der Persönlichkeit des Arztes ausgeht? Diese Frage allein berechtigt zu dem Schlusse, daß der Autor die Psychoanalyse wenig verstanden hat. Denn er müßte sonst wissen, daß die Methode alle Suggestion vermeidet und daß sie überhaupt das Suggestionsproblem durch die „Übertragungsfrage" tiefer erfaßt hat. Dr. Theodor Reik.

W. Windelband: Die Hypothese des Unbewußten. Festrede, gehalten in der Gesamtsitzung der Akademie der Wissenschaften am 24. April 1914. Karl Winter, Heidelberg.

Der berühmte Heidelberger Philosoph hat sich nun auch über die Theorien des Unbewußten ausgesprochen. Es ist verständlich, wenn er die Hypothesen von Descartes bis Schopenhauer und Hartmann führt; unverständlich bleibt die Tatsache, daß er dem von den Philosophen geschaffenen Begriff den psychoanalytischen anreiht, als wäre dieser von gleicher Art, ein metaphysisches Schemenbild. Ich will hier die Sätze anführen, welche ein in Deutschland hochgeschätzter Professor der Philosophie als Zusammenfassung seiner Meinung über die Psychoanalyse im Jahre 1914 aussprach: „Man schreckt kaum mehr vor der unheimlichen Vorstellung zurück, daß zu unserem seelischen Lebensbestand Inhalte, Regungen und Strebungen gehören können, von denen wir in dem klaren Ablauf unserer beruflichen Tätigkeit nichts ahnen, daß wir darauf gefaßt sein müssen, aus dieser dunklen Tiefe Mächte in uns selbst aufsteigen zu sehen, denen unser rational bewußtes Wesen nicht gewachsen ist. Was an Leidenschaft und Unvernunft aus unbekannten Gründen in das Menschenleben einbricht, das gilt als willkommene Bestätigung dieser Lebensauffassung, und alle irrationalen Neigungen der heutigen Weltansicht haben hier in der dämonischen Macht des Unbewußten ihren willkommenen Sammelpunkt. Lassen Sie mich nur an die Auswüchse der sogenannten Psychoanalyse erinnern, um die bedenklichen Folgerungen zu kennzeichnen, die sich daraus ergeben können." Doch dieser Gegner ist wenigstens ehrlich: er sagt freimütig, daß er als „Laie in der heutigen Psychologie" kein Recht habe, die Analyse zu beurteilen. Es erhebt sich die Frage, warum er es dann (trotz solcher Einsicht) tut. Dr. Theodor Reik.

Ungarische psychoanalytische Literatur.

I.

Bis in die neueste Zeit wurde die ungarische psychoanalytische Literatur zum größten Teil und am würdigsten durch die vortrefflichen Schriften S. Ferenczis repräsentiert. Kürzlich erschien ein Band seiner neuesten psychoanalytischen Studien („Ideges tünetek keletkezése és eltünése" usw., Budapest, Manó Dick, 1914), der einundzwanzig, den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannte größere und kleinere Abhandlungen enthält. Der stattliche Band wurde seinem Werte gemäß in den angesehensten Budapester Tagesblättern und Zeitschriften ausführlich und höchst beifällig besprochen. Für die Verbreitung des Interesses an der Psychoanalyse zeugt, daß der vor einigen Jahren

erschienene erste Studienband Ferenczis, dessen wohlgelungener Zweck die Einführung in das Wesen der Psychoanalyse ist („Lélekelemzés"), dieser Tage die zweite Auflage erlebte (Budapest, M. Dick, 1914).

Um die Popularisierung Freudscher Ideen bemüht sich der junge Philosoph Alexander Varjas. Seine erste hieher gehörige Arbeit, über „Die Freudsche Psychoanalyse" („Huszadik század, Februar 1912), fußte zum größten Teile bloß auf den „Studien über Hysterie", berücksichtigte u. a. die Sammlung kleiner Schriften in höchst ungenügendem Maße, bot daher nur ein überaus lückenhaftes und daher auch irreführendes Bild der Freudschen Neurosenlehre, obwohl der Verfasser die umwälzende Bedeutung der neuen Erkenntnis gebührend hervorhob. Gleichfalls im „Huszadik század" (Mai, Juni 1912) erschien seine „Kritik des Freudismus", in der Varjas bestrebt ist, einige grundlegende Gedanken Freuds weiter zu entwickeln und Lücken des Systems auszufüllen. Diese Arbeit enthält zweifellos mehrere scharfsinnige Bemerkungen und originelle Beobachtungen, doch enthüllt sie leider auch den Fehler Varjas', Kritik auszuüben, bevor er sich mit dem zu Kritisierenden gehörig bekannt gemacht hat. Weit verdienstvoller ist die in der Kunstzeitschrift „Müvészet" (Jahrgang 1912 und 1913) veröffentlichte Studienreihe, in der Varjas mit Glück versuchte, die Prinzipien und Funde der Freudschen Tiefenpsychologie auf die Psychologie des Künstlers, insbesondere des Malers und des Kunstgenusses anzuwenden, sowie eine in der Revue „Uj élet" (Oktober 1912) publizierte ausführliche Würdigung der Arzibaschewschen Novelle „Morgenschatten", in der Varjas ein größtenteils gelungenes Beispiel einer ästhetischen und literarischen Kritik auf psychoanalytischer Grundlage bietet.

In der an Reclams Universalbibliothek gemahnenden Sammlung „Modern Könyvtár" (Moderne Bibliothek, Budapest, Athenäum, 1913) erschien aus seiner Feder ein Bändchen: „Az álomról, Freud álomelmélete" (Über den Traum. Freuds Traumtheorie) betitelt, das in der Hauptsache ein nicht immer gelungener, Mißverständnisse nicht vermeidender Auszug der Freudschen Traumdeutung ist. Der Verfasser benützt außer den Beispielen Freuds auch einige sinnfällige aus seiner eigenen Praxis. Am Schlusse seines Buches befaßt sich der Autor mit Adlers Theorie, über welche er ein gar eigentümliches Urteil fällt. Bald meint er, daß dieser Theorie die Tatsachen, die Ergebnisse der Analyse widersprechen, bald betont er seltsamerweise ihre Wahrheit, doch gleichzeitig auch ihre Unbrauchbarkeit.

Mit den „Wandlungen des Freudismus" beschäftigt sich Varjas in den beiden Vorträgen, die er (Frühling 1914) in der Freien Schule der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft hielt. In diesen Vorträgen ist er bemüht, in gleicher Weise Freud und Adler gerecht zu werden, sozusagen zwischen beiden einen lauen Kompromiß zu schließen, ein Unternehmen, das natürlich nicht glücken konnte.

Freud neuestes Werk, „Totem und Tabu", hat Varjas in der soziologischen Revue „Huszadik század" (Mai, 1914) und in der populären naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Darwin" (1. Mai 1914) besprochen. Er kommt zu dem Schlusse, daß Freuds Theorie des Totem und Tabu, im Gegensatze zu den bisherigen Theorien, keine Vergangenheit, wohl aber eine Zukunft habe. Freuds Buch muß als bahnbrechend betrachtet werden.

Ein gewandter Popularisator der Psychoanalyse ist der Nervenarzt und Journalist Dr. Imre Décsi, der im Tagblatt „Világ" allsonntäglich mit großem Eifer und nicht zu unterschätzendem Erfolg bestrebt ist, hauptsächlich die revolutionierenden Resultate der neuen Wissenschaft von der Seele dem großen Publikum verständlich und mundgerecht zu machen. Seine nicht gewöhnliche

stilistische Geschicklichkeit ermöglicht ihm auch schwierige psychoanalytische Probleme — wenn auch nicht immer ganz exakt — in den Gesichtskreis des Laien in der Psychologie und Neurologie zu rücken. Wir müssen aber bemerken, daß Décsi, in dem Bestreben, einen starren Dogmatismus zu vermeiden, manchmal in einen schwankenden Eklektizismus verfällt, der ihn Wasserkuren mit Seelentherapie, Psychoanalyse mit Hypnotismus, alte Irrtümer mit neuen Erkenntnissen vermengen läßt. Sein vor Kurzem erschienener großer Artikel über Freud („Világ", 17. Mai 1914) zeugt von warmer Begeisterung für die Größe des Meisters, jedoch auch von Voreingenommenheit gegen die Wiener Schule und zu Gunsten der Züricher.

J. Hárnik, der den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt sein dürfte, verdanken wir in seiner im „Huszadik század" (Januar und Februar 1911) erschienenen Studie über „Große Männer" eine bei all ihrer Knappheit gut orientierende Einführung in die Lehren der Psychoanalyse und deren Anwendung auf das Problem der großen Männer. In derselben Zeitschrift (November 1911) veröffentlichte Hárnik einen an Staudenmaiers bekannte Versuche anknüpfenden Artikel über die Magie, in dem er, sich auf die Resultate der Psychoanalyse stützend, den Ursprung der sogenannten magischen Gebilde in den affektbesetzten Vorstellungskomplexen des Unbewußten sucht.

Dr. Josef Brenner, ein strebsamer Psychiater der jüngsten Generation, ließ unter dem Titel „Az elmebetegségek psychikus mechanismusa" (Der psychische Mechanismus der Geisteskrankheiten, Budapest 1912) ein acht Bogen starkes Buch erscheinen, zu dem der Verfasser, wie er selber betont, den Impuls von Breuers und Freuds Forschungen erhielt. Den Hauptwert des Buches finden wir in einem den Stoff überaus erschöpfenden und sehr instruktiven Bericht über einen Fall von Paranoia hysterica, der dem Verfasser höchst interessantes, stellenweise schier überraschendes Material zur Psychoanalyse geboten hat. Weniger zufriedenstellend ist die theoretische Einleitung, in der Brenner den Begriff der „Konversion" mit einem „abnormen endopsychischen Reflex" zu ersetzen sucht, den Begriff der Verdrängung, wie er irrtümlich meint, „zu vereinfachen", den der Zensur ohne hinreichenden Ersatz auszuschalten trachtet, mit dem Lustprinzip ein „Streben nach dem Lebensoptimum" verquickt, das Ich gar zu schematisch in recht säuberlich geschiedene Komplexe aufteilt und dabei den Begriff der Sexualität viel zu eng faßt. Alles in allem: Brenner hat vorläufig als scharfsichtiger Beobachter und fleißiger Sammler wohl mehr Glück, denn als selbständiger Theoretiker.

Dr. Stefan Hollós förderte unsere Einsicht in die Psychologie des dichterischen Schaffens mit der Veröffentlichung psychoanalytisch kommentierter Verse eines durch ihn behandelten Geisteskranken. Die an interessanten Aufschlüssen und Perspektiven reiche Publikation erfolgte in der Zeitschrift „Nyugat" (I. Halbjahr 1914).

Als charakteristisches Zeichen muß registriert werden, daß ein Kritiker (L. J.) der vornehmsten ungarischen soziologischen Rundschau „Huszadik század" (Jahrgang 1914) an dem „A szerelem" (Die Liebe) betitelten Werke Zoltán Szász' bloß das eine auszusetzen hatte, daß der talentierte Autor die Resulte der Freudschen Schule nicht genügend berücksichtigte.

Es darf auch nicht vergessen werden, daß die jung-ungarische Belletristik und literarische Kritik von Freudschen Ideen stark beeinflußt ist und sich vielen Errungenschaften der Psychoanalyse zu eigen gemacht hat. Es gilt dies vielleicht am meisten von dem begabten Dichter und glänzenden Essayisten Hugo Ignotus, dessen jüngste Studien und Feuilletons ein tiefes und liebevolles Eindringen in die neue Wissenschaft beweisen. (Hauptsächlich im Tagblatt „Világ" und in der Revue „Nyugat".)

II.

Die offizielle ungarische ärztliche Wissenschaft, deren Vertreter auf Universitätskathedern und auf den Stühlen der Akademie thronen, beginnt sich erst in neuester Zeit mit der Psychoanalyse zu befassen, natürlich vorwiegend in höchst ablehnendem Sinne. Einige krasse Beispiele dürften genügen.

Hofrat Prof. Dr. E. Jendrássik charakterisiert in seiner jüngst erschienenen „Heilkunde der internen Krankheiten" und in seinen klinischen Vorträgen die neue Wissenschaft kurzweg als Humbug, das klassische Werk Freuds über die Traumdeutung als „Traumdeuterei". Als abschreckendes Beispiel zitiert er gerne die symbolische Gleichung: Kirchturm-Penis.

Der gewesene Adjunkt Jendrássiks, Privatdozent Dr. Jenö Kollarits befaßte sich in seinen an der medizinischen Fakultät in Budapest gehaltenen, unter dem Titel „Charakter und Nervosität" auch in deutscher Sprache veröffentlichten Vorlesungen (Berlin, Julius Springer, 1912) gleichfalls mit der Lehre von Freud. Auf vier Seiten seines Buches gibt er ein wüstes Zerrbild der Psychoanalyse, die er eine „sich über Monate erstreckende Qual" nennt. Er behauptet ohne jede Begründung, daß Freud und seine Patienten sich „gegenseitig" suggerieren, und er meint mit köstlicher Bestimmtheit, daß die Psychoanalyse oft nach monatelanger Arbeit auf Dinge komme, die man a priori mit einiger Menschenkenntnis voraussagen und wissen könnte. Zum Schlusse dekretiert der Verfasser, daß heute die Freudsche Psychoanalyse zu den „Hilfsbedingungen der Nervosität" gerechnet werden muß, und ergötzt sich mit dem schalen Witze, daß die Analyse eine neue Abart der Unfallsneurose verursache.

Einen noch vehementeren Angriff gegen Freud und seine Schüler leistete sich der als Zoologe und Histologe auch außer Ungarn nicht unrühmlich bekannte Professor an der Kolozsvárer (Klausenburger) Universität, Dr. Stephan von Apáthy. Anläßlich der Konstituierung der eugenischen Sektion der Ungarischen soziologischen Gesellschaft (24. Januar 1914) nahm Professor Apáthy leidenschaftlich Stellung gegen Freuds „durchweg unsinnige und unwissenschaftliche Schule, die unter dem Vorwande der wissenschaftlichen Methode der Psychoanalyse eine wurmstichige Weltanschauung verbreitet, welche überaus auffällig den am meisten charakteristischen Stempel unserer Zeit, das Zeichen der Genußsucht um jeden Preis, an sich trägt." In zwanzig Zeilen dichtete Apáthy Freud und seinen Schülern alle möglichen Missetaten an und bezichtete sie u. a. der Verherrlichung aller Perversitäten, der verderblichen Befehdung jedweder gesunden Rassenverbesserung. Der Angriff Apáthys blieb nicht ohne Widerhall. In zwei in den Spalten des angesehenen Tagblattes „Az Ujság" (am 11. und 12. März 1914) erschienenen Artikeln wies Dr. Géza Szilágyi die gänzliche Unhaltbarkeit der Behauptungen Apáthys hin, den er einer mit Unorientiertheit gepaarten malafides beschuldigte. Apáthy ließ sich bezeichnenderweise in keine weitere Polemik ein.

In wohltuendem Gegensatze zu den oberwähnten Angriffen steht das wissenschaftlich objektive Verhalten des Professors und Direktors der psychiatrisch-neurologischen Klinik der Budapester Universität, Hofrates Dr. Ernst Emil Moravcsik, der in seinem, im vergangenen Jahre erschienenen psychiatrischen Lehrbuche („Elmekór- és gyógytan", Budapest, Universitasverlag 1913) sich mit der Psychoanalyse sachlich beschäftigt. Das Hauptverdienst Freuds sieht er darin, daß Freud uns mittels der psychoanalytischen Methode einen Einblick in den geheimnisvollen Mechanismus der normalen und pathologischen

seelischen Vorgänge zu verschaffen suchte. Obwohl nach der Ansicht Moravcsiks Freud und seine Schüler zu Übertreibungen neigen und, wie er meint, den sexuellen Faktoren eine zu große Rolle zuteilen, betont er doch, daß Freuds Schule eine neue Richtung der Forschung bedeutet. Moravcsik konstatiert, daß Freud es war, der die in der Ätiologie der Neurosen und Psychosen vernachlässigten psychischen Ursachen wieder zu der großen Geltung brachte, die ihnen unleugbar gebührt. Sowohl in dem jetzt besprochenen Werke, als auch in dem für das große Publikum bestimmten Buche über „Die Neurasthenie" (Budapest 1913) hat Professor Moravcsik den hierzulande und heutzutage nicht zu unterschätzenden Mut, auch den therapeutischen Wert der Psychoanalyse anzuerkennen.

Dr. Géza Szilágyi.

Zur psychoanalytischen Bewegung.

Wiener psychoanalytische Vereinigung.

Die Wiener psychoanalytische Vereinigung veranstaltet im Wintersemester 1914/15

Kurse über Psychoanalyse

für Ärzte und Studierende aller Fakultäten, Damen und Herren.

Die Kurse sind als Ergänzungsvorlesungen zu den an der Wiener Universität von Herrn Prof. Freud abgehaltenen Kollegien vorgesehen und sollen Gelegenheit zur theoretischen und praktischen Ausbildung in der Psychoanalyse geben. Die einzelnen Kurse können, je nach der Anzahl der Hörer, die sich für die eine oder die andere Modalität entscheiden werden, entweder über die ganze Dauer des Semesters oder nur über zehn Wochen erstreckt werden. Die Semestralkurse werden einmal wöchentlich in zweistündiger Vorlesung, die zehnwöchigen Kurse dreimal wöchentlich in zweistündigen Vorlesungen abgehalten werden, und zwar nach Übereinkommen mit den Hörern abends von 7 bis 9 oder 8 bis 10 Uhr. Das Honorar beträgt für Ärzte 60 K, für alle anderen Hörer 30 K. Studierende mit ganzer oder halber Kollegiengeldbefreiung zahlen die Hälfte. Es sind vorgesehen:

A) Ein Kurs für Vorgeschrittene (einige Kapitel Libidotheorie).
B) Ein Kurs über ärztliche Psychoanalyse mit Übungen, nur für Ärzte und Studenten der Medizin.

Anmeldungen werden nur bis zum 28. Oktober a. c. angenommen. Sie sind zu richten an den mit der Abhaltung der Kurse betrauten Dr. Viktor Tausk, Nervenarzt in Wien, 9. Bz., Alserstraße 32.

Es ist ausdrücklich anzugeben, ob die Teilnahme an einem Semestral- oder einem zehnwöchigen Kurs erwünscht ist und ob der Teilnehmer eventuell bereit ist, den einen Modus für den anderen zu akzeptieren, falls eine solche Notwendigkeit sich ergeben sollte.

Die psychoanalytische Vereinigung sowohl wie der Vortragende behalten sich bei Eintritt unabweislicher Bedingungen Programmänderungen vor.

* * *

Am 3. Juli hielt Dr. Karl Abraham in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft (Berlin) einen Vortrag über „Eigentümliche Formen der Gattenwahl, besonders Inzucht und Exogamie", in welchem er besondere Typen der Ehe darstellte und zeigte, welche unbewußten Motivierungen in ihrer Genese wirksam sind. In der Diskussion erklärte sich Dr. Iwan Bloch für die Gültigkeit der Freudschen Lehre über den Inzestkomplex, den ihn eigene Beobachtungen an Kindern annehmen lassen; ebenso Sanitätsrat Dr.

Körber. Dr. Magnus Hirschfeld machte einige Einwendungen, welche Abraham, Liebermann und Reik leicht wiederlegen konnten.

* * *

Dr. Karl Abraham: Traum und Mythus (Schriften z. angew. Seelenk., Heft 4, 1909) erschien kürzlich in holländischer Übersetzung von Dr. Johan Stärcke im Verlag S. C. van Doesburgh, Leiden 1914.

Dr. Otto Rank: Der Mythus von der Geburt des Helden (Schriften, Heft 5, 1909) erschien in englischer Übersetzung von Drs. F. Robbins und S. E. Jelliffe als 18. Heft der „Nervous and Mental Disease Monograph Series", New York 1914. —

Von Prof. Régis und seinem Assistenten A. Hesnard (Psychiatrische Klinik der Universität in Bordeaux) erschien kürzlich: La Psychoanalyse des Névroses et Psychoses. Les applications médicales et extra-médicales. (Félix Alcan, Paris 1914, Fr. 3.50.) Auf den Inhalt dieser ersten Darstellung der Psychoanalyse in französischer Sprache kommen wir noch zurück.

Unter dem Titel „Jahrbuch der Psychoanalyse" erschien der VI. Band des „Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen" unter der neuen Redaktion von Dr. Abraham (Berlin) und Dr. Hitschmann (Wien) mit folgendem Inhalt:

Vorwort der Redaktion.

Originalien:

Freud: Zur Einführung des Narzißmus.
Abraham: Über Einschränkungen und Umwandlungen der Schaulust.
Federn: Über zwei typische Traumsensationen.
Jones: Die Empfängnis der Jungfrau Maria durch das Ohr.

Referierender Teil:

Freud: Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung.
Bericht über die Fortschritte der Psychoanalyse in den Jahren 1909—1913.

Korrespondenzblatt der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung.

Die Ereignisse in der großen Welt haben auch auf die Tätigkeit unserer Vereinigung ihren Einfluß geübt. Die Vorbereitungen zum Kongreß waren in vollem Gange, eine stattliche Anzahl von Meldungen zur Teilnahme lag vor, insbesondere war auch die Tagesordnung des Kongresses bereits mit einer Reihe von Vorträgen besetzt, als Interessen anderer Art sich gebieterisch in den Vordergrund drängten. Unser Kongreß mußte daher, gleich vielen anderen wissenschaftlichen Veranstaltungen, auf unbestimmte Zeit verschoben werden.

Der interimistische Vorstand wird die Geschäfte der Vereinigung in der bisherigen Weise erledigen, bis die internationalen Verbindungen wieder hergestellt sind.

Die Vorstände der Ortsgruppen werden gebeten, für den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten in ihrem Kreise Sorge zu tragen, soweit die Verhältnisse es zulassen, und durch Berichte an die Zentrale die Beziehungen zur Gesamtvereinigung nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten.

Die „Internationale Zeitschrift" wird den Mitgliedern weiter zugehen, soweit der Versand nicht durch den Krieg verhindert wird. Auch „Imago" erscheint weiter. Da „Jahrbuch" liegt seit Ende Juli zum Versand bereit, kann jedoch vorläufig nicht befördert werden.

Von Vorgängen innerhalb der Vereinigung ist zu berichten, daß die Ortsgruppe ürich am 10. Juli mit 15 Stimmen den Austritt aus der Vereinigung beschlossen hat. Der Beschluß wird damit begründet, daß die Freiheit der Forschung innerhalb unserer Organisation nicht mehr gewährleistet sei. In gegenwärtiger Zeit erscheint es nicht angebracht, dieser Behauptung eine Kritik entgegenzustellen. Wir dürfen uns aber der Erwartung hingeben, daß die Kontroversen, welche namentlich unseren letzten Kongreß in München so empfindlich gestört haben, durch den erwähnten Beschluß der Züricher Gruppe beendigt seien.

Der interimistische Vorsitzende: **Dr. K. Abraham.**

INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY BERLIN

Inhalt des V. Heftes.

Originalarbeiten.

Seite

I. Dr. M. Weissfeld (Berlin): Über die Umwandlungen des Affektlebens 419
II. A. Stärcke (Utrecht): Rechts und links in der Wahnidee 431
III. Dr. Karl Landauer (München): Spontanheilung einer Katatonie . . 441

Mitteilungen.

Beiträge zur Traumdeutung.

1. Isidor H. Coriat (Boston): Träume vom Kahlwerden 460
2. Dr. Theodor Reik (Berlin): Der Nacktheitstraum des Forschungsreisenden 463
3. Dr. Viktor Tausk (Wien): Kleine Beiträge zur Traumdeutung . . 464

Kritiken und Referate.

Mensendieck Otto: Zur Technik des Unterrichts und der Erziehung während der psychoanalytischen Behandlung (Dr. H. von Hug-Hellmuth) 467
Marcinowski: Die Heilung eines schweren Falles von Asthma durch Psychoanalyse (Dr. Landauer) 469
Poul Bjerre: Bewußtsein kontra Unbewußtsein (Dr. E. Hitschmann) 470
Derselbe: Das Wesen der Hypnose (Ferenczi) 471
Rohleder Hermann: Monographien über die Zeugung beim Menschen (Dr. O. Rank) 471
J. H. Schulz: Die Psychoanalyse (Dr. Theodor Reik) 474
Dr. Oskar Pfister: Psychoanalyse und Theologie (Dr. Theodor Reik) 474
Dr. L. Scholz: Die Freudsche Psychoanalyse (Dr. Theodor Reik) 475
W. Windelband: Die Hypothese des Unbewußten (Dr. Theodor Reik) 476
Ungarische psychoanalytische Literatur (Dr. Géza Szilágyi) . . . 476

Zur psychoanalytischen Bewegung 481

Korrespondenzblatt der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung 483

INSERATE

VERLAG VON HUGO HELLER & Cie. IN WIEN.

IM DRITTEN JAHRGANG ERSCHEINT:

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

Herausgegeben von **Professor S. Freud.**
Schriftleitung: **Dr. Otto Rank, Dr. Hanns Sachs.**

Der III. Jahrgang bringt außer den ständigen Rubriken „Kinderseele" und „Bücher" u. a.:

Karl Abraham: **Gattenwahl, bes. Inzucht und Exogamie.**
Lou Andreas-Salomé: **Zum Typus Weib.**
Hans Blüher: **Über Gattenwahl und Ehe.**
A. A. Brill: **Zur Psychopathologie der modernen Tänze.**
Robert Eisler: **Der Fisch als Sexualsymbol.**
H. v. Hug-Hellmuth: **Einige Beziehungen zwischen Erotik und Mathematik.**
Ludwig Jekels: **Der Wendepunkt im Leben Napoleons I.**
Emil Lorenz: **Die Geschichte des Bergmannes von Falun.**
Mac Curdy: **Die Allmacht der Gedanken u. die Mutterleibsphantasie in den Mythen von Hephästos und einem Roman von Bulwer Lytton.**
Otto Rank: **Der Doppelgänger.**
Theodor Reik: **Die Couvade.**
Hanns Sachs: **Homers jüngster Enkel.**
— **Zum Thema „Tod".**
Herbert Silberer: **Der Homunculus.**
Alice Sperber: **Von Dantes unbewußtem Seelenleben.**
I. van Teslaar: **Religion und Sexualität.**
* * * : **Der Moses des Michelangelo.**
etc. etc.

Jährlich 6 Hefte, ca. 36 Bogen stark, M. 15.— = K 18.—.

Soeben erschien:

Probleme der Mystik und ihrer Symbolik.

Von **Herbert Silberer.**

18 Bogen, mit mehreren Abbildungen, geheftet M. 9.— = K 10.80,
in Halbfranz geb. M. 12.— = K 14.40.

INHALT. I. Einleitender Teil: 1. Die Parabola. 2. Traum- und Märchendeutung. — II. Analytischer Teil: 1. Psychoanalytische Deutung der Parabola. 2. Alchemie. 3. Hermetische Kunst. 4. Rosenkreuzerei und Freimaurerei. 5. Das Problem der mehrfachen Deutung. — III. Synthetischer Teil: 1. Introversion und Wiedergeburt. A. Verinnerlichung und Introversion. B. Folgen der Introversion. C. Wiedergeburt. 2. Das mystische Ziel. 3. Königliche Kunst. — Anmerkungen. — Quellen. — Index.

K. u. K. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.